NUMMER 44 · MÜNCHEN, 3. NOVEMBER 1956 · 50 PFENNIG

REVUE



Liebe und Liebe ist zweierlei

Der große REVUE-Erfolg

Dunkle Geschäfte mit jungen Mädchen

Die letzten Bilder aus POLEN

Gina Lollobrigida

GRUNDIG

Zauberspiegel-Serie

DIE FERNSEHGERÄTE MIT DER WUNDER-RÖHRE

„Eine Freude für die Augen — ein Genuß für die Ohren", so muß man sagen, denn die Wunderröhre E 88 CC verbürgt in Verbindung mit dem GRUNDIG Weit-Tuner störungs- und flimmerfreie Bilder. Gestochen scharf und kontrastreich sind diese Fernsehbilder, lebendig wie das Leben selbst. Dazu kommt eine ausgefeilte Tontechnik, die das Geschehen auf dem Fernsehschirm erst vollkommen macht. Überzeugen Sie sich bitte selbst und lassen Sie sich diese hervorragenden Fernsehgeräte von Ihrem Fachhändler einmal vorführen.

Fernseh-Tischempfänger:	Zauberspiegel 336	DM **825.-**
	Zauberspiegel 436	DM **1035.-**
Fernseh-Schrankempfänger:	Zauberspiegel 446	DM **1195.-**
	Zauberspiegel 736	DM **1258.-**
	Zauberspiegel 825	DM **1560.-**
	Zauberspiegel 835 mit Magischem Rahmen	DM **1985.-**
Fernseh-Musikschrank:	Zauberspiegel 856 mit Magischem Rahmen	DM **2280.-**

STRONSCHÄNK

GRUNDIG Zauberspiegel 235

Auch dieser Empfänger stellt eine Klasse für sich dar. Er garantiert trotz seines niedrigen Preises hervorragenden Bildempfang und größte Betriebssicherheit.

DM **698.-**

Fernregler für alle Geräte DM **16.-**

GRUNDIG

Europas größte Rundfunkgeräte-und der Welt größte Tonbandgeräte-Werke

REVUE

Es knistert im östlichen Gebälk:



„Bravo, Gomulka!" — so riefen Studenten, als Gomulka (auf unserem Bild zweiter von links) nach seiner scharfen und schonungslosen Auseinandersetzung mit dem bisherigen kommunistischen Regime Polens den Saal im Schloß Belvedere verließ. Und Radio Warschau trug die Botschaft der Freiheit in alle Städte und die einsamsten Dörfer Polens: „Die Kräfte der Vergangenheit haben noch nicht kapituliert. Aber der Rubikon ist überschritten, und nichts wird große Änderungen in der historischen Entwicklung Polens aufhalten können. In Polen herrscht Frühling im Oktober. Es ist ein Frühling des entschlossenen Willens, uns den eigenen polnischen Weg zum Sozialismus vorzuzeichnen."

Die Fahne des Posener Aufstandes eingetaucht in das Blut eines 14jährigen erschossenen Schülers, ist zum erschütternden Symbol polnischen Freiheitswillens geworden.

Polens Frühling kam im Herbst

Die Welt blickt auf Polen. Die Ereignisse in Warschau überschatten die Suez-Krise und die Aufstände in Algerien. Kaum vier Monate nach dem blutig niedergeschlagenen Arbeiteraufstand in Posen ist Warschau zum Symbol des Freiheitswillens einer Nation geworden, die wie kaum eine andere Nation der Erde für ihre Freiheit kämpfen mußte. In Wladislaw Gomulka, dem abgesetzten, eingekerkerten und nun zurückgekehrten KP-Chef, hat Polen seinen „Tito" gefunden, der nicht Befehlsempfänger der Herren des Kreml sein will. Vergebens flogen Chruschtschow und seine Begleiter nach Warschau. Sie konnten die Wahl Gomulkas zum Parteichef nicht verhindern. Moskau ist nicht mehr allmächtig. „Mit diesem System sind wir ein für allemal fertig!" so rief Gomulka. Die scheinbar festgefügte Front des Ostblocks wird brüchig. Die Fesseln zerbrechen — die Freiheit erhebt ihr Haupt . . .


Neuer Planet entdeckt? So möchte man bei diesem Bild fragen. Aber dieses Bild, ein Mikrofoto, zeigt keinen neuen Weltkörper, sondern einen altbekannten gefährlichen Haarparasiten. Zu Millionen treten diese Schädlinge auf. Sie sind es, die so viele Menschen allzu früh um ihre gesunden Haare bringen.
Vom Fachmann erprobt: Das ist die Eigenart von Dr. Dralles Birken-Haarwasser: Heilkraft der Natur · Erkenntnis der Wissenschaft · Kunst der Kosmetik sind hier in einem Haarpflegemittel vereinigt. Bitte merken auch Sie sich genau: »Birken-Haarwasser« von Dr. Dralle. Das echte muß es sein!
Dieses Haar kennt Dr. Dralles Birken-Haarwasser nicht!
Ohne die richtige Pflege ist das Haar vielen Gefahren ausgesetzt. Ein Blick durch das Mikroskop zeigt, wie rauh, knotig und rissig das Haar sein kann, dem die regelmäßige Behandlung mit Dr. Dralles Birken-Haarwasser vorenthalten wird. Millionen Parasiten bedrohen das Haar mit ernsten Haarerkrankungen und schließlich mit Haarausfall. Aber die Wissenschaftler, die im Auftrag von Dralle das Haar und seine Existenzbedingungen erforschen, haben nachgewiesen, daß man diese Parasiten durch regelmäßigen Gebrauch eines wirklich geeigneten Haarwassers vernichten kann.
Dieses Haar hat es gut!
Es wird regelmäßig mit Dr. Dralles Birken-Haarwasser gepflegt. Darum bleibt es gesund und schön. Selbst unter dem unbestechlichen Mikroskop ist kein Makel an ihm zu finden. Das ist das Ergebnis der richtigen Haarpflege. Die regelmäßige Behandlung mit Dr. Dralles Birken-Haarwasser ist ein Gewinn für Sie! Dieses weltbekannte Birken-Haarwasser enthält neben dem heilkräftigen Birkensaft und vielen anderen Wirkstoffen vor allem Weingeist (reinen Alkohol), der den Haarboden porentief reinigt und belebt. Dank seiner hochwirksamen Komposition ist Dr. Dralles Birken-Haarwasser ein ausgezeichnetes Mittel gegen Schuppen, Haarausfall, Haarschwächen und Haarerkrankungen.

dagegen schaltet sofort auf Disposition um und scheint es irgendwie eilig zu haben ...

Er sah sie für Sekunden nachdenklich an und merkte plötzlich, daß in ihrem Gesicht ein eigenartiges Lächeln stand, eine irritierende Mischung aus Verstehen und Geringschätzigkeit, wie er sie noch nie an Helen beobachtet hatte. Was ist nur mit ihr, dachte er ...

„Warte", sagte Helen von Carwe in diesem Augenblick, „ich rufe Mölders an. Der steht mit seiner Taxe keine fünf Minuten von hier. Es geht dann ganz schnell."

Es ging sehr schnell.

Nur wenige Minuten nach Helens Anruf parkte Mölders mit der Taxe vor der weißen Villa.

„Alsdann, Gerd", lächelte Helen von Carwe, „laß dich nicht überfahren — weder auf der Straße noch von dem Amerikaner aus Philadelphia. Ja?"

„Ja", wiederholte Gerhard Brock und stieg in den Wagen. Der Fahrer startete.

Bevor sie den schmalen Privatweg verließen und in die Elbchaussee einbogen, dreht sich Gerhard Brock noch einmal um und blickte zu der weißen Villa hinüber. Helen konnte er nicht mehr sehen. Nur die helle Seide des großblümigen Kleides, das er, als sie es vor kaum zwei Stunden anzog, so sehr bewundert hatte, leuchtete hinter den blauen Schatten der alten Bäume wie ein verlöschendes Feuerwerk.

Dann waren sie auf der Elbchaussee.

In Gerhard Brock stieg ein merkwürdiges Gefühl auf, ein kleiner peinigender Ärger über die blasse Formlosigkeit dieses Abschiedes, der sich im Laufe der Fahrt zu einer hohlen, schmerzhaften Enttäuschung steigerte:

Helen hatte ihn nicht einmal gefragt, wann er wiederzukommen gedenke ...

* * *

Als der Wagen mit Gerhard Brock das Gartentor passiert hatte und im Gewühl der Elbchaussee untergetaucht war, drehte sich Helen von Carwe ruckartig um und ging in das Haus. Dieses Telefongespräch ist im richtigen Moment gekommen, dachte sie. Nur zwei, drei Stunden später, und alles wäre widerlich geworden ...

War das jemals anders gewesen?

Nie, gestand sie sich ein. Immer, wenn ihre Abenteuer einen gewissen Punkt erreicht hatten, wenn sie satt geworden war von Küssen, Umarmungen und heiß geflüsterten Worten, wenn der Duft der fremden Haut, vor Stunden noch wie besessen genossen und mit bebenden Nasenflügeln eingesogen, ihre Sinne durchglüht hatte wie ein Rausch — immer dann kam von einem Augenblick zum anderen das Gefühl abwehrender Kälte über sie, dem sie noch niemals in ihrem Leben hatte ausweichen können.

Das ging schon seit Jahren so, genaugenommen seit dem Tag, an dem der reine Himmel über ihrer pommerschen Heimat glühend und verbrennend für sie einstürzte.

Das war mitten im Krieg.

Auch auf dem Gut der Carwe arbeiteten französische Kriegsgefangene, darunter ein zweiundzwanzigjähriger junger Landwirt aus der Bretagne: schwarz, dunkelhäutig und mit einem Gebiß, das wie weißer Marmor in dem sonnenbraunen Gesicht leuchtete.

Er hieß Leon und hatte starke Arme — Arme, die das junge Fräulein von Carwe nach dem Bad spielend aus dem See trugen, Arme, die sie eines Abends auch, als die Eltern mit dem Dogcart auf ein Nachbargut gefahren waren, auf den schmalen Weg zwischen zwei einsamen Roggenschlägen legten und sich dann gegen ihre Brüste preßten.

Es war Sommer.

Das Korn durftete.

„Ach du!" sagte das junge Fräulein von Carwe dann nur noch, und ließ sich von dem schwarzen Leon immer wieder ins Ohr flüstern, daß er sie liebe.

Liebe?

Nein, es war keine Liebe gewesen! Helen wußte es schon Sekunden nach dieser Begegnung. Es war nur ein Rausch, der sich erfüllt hatte und dem nichts anderes folgte als die blanke Angst vor der puritanischen Strenge der Eltern.

Und doch:

Das Blut in ihr lebte; es brannte und forderte, aber es durfte kein Rausch sein, in dem Glut und Sehnsucht sich kühlten, es mußte Liebe sein: tiefe und echte Liebe, an die man glauben konnte und vor der man keine Angst zu haben brauchte.

Gab es diese Liebe überhaupt?

Helen von Carwe fand keine Antwort auf diese Frage, und darum hatte es in den vergangenen Jahren viele verzweifelte Stunden gegeben — Stunden, in denen sie sich beschimpfte, ein gieriges, triebhaftes Tier zu sein, das nur an sich reißen und besitzen konnte, und wenn diese erbärmliche Erkenntnis sie bis zum Haaransatz mit Abscheu erfüllt hatte, schloß sie fast immer in ihr Zimmer, verschloß die Tür und ertränkte die Unrast der jagenden Gedanken in hochkonzentrierten Schlafmitteln.

Zwei, drei Tage später erschien sie wieder als die unnahbare Helen von Carwe, der niemand ansah, daß sie mit ihrem Dämon wieder einmal fertig geworden war — bis es nach Wochen, mitunter auch erst nach Monaten erneut in ihr zu brennen begann.

Ob das immer so sein würde?

Helen von Carwe wußte es nicht; dann und wann nur, in ganz stillen, weichen Stunden, wenn sie ein paar Mozart-Platten gespielt oder Lieder von Schubert gehört hatte, dann erwachte in ihr eine ferne Sehnsucht: die Sehnsucht, lieben zu können, wie andere Frauen es konnten, so zu sein wie sie, die einen Mann und Kinder hatten und deren Leben dahinfloß wie ein ruhiger Strom zur Sommerszeit.

Einen Augenblick lang hatte diese Sehnsucht sie auch gestreift, als Gerhard Brock neben ihr in der nächtlichen Halle des Hauses stand. Sie hatte den Druck der Muskeln gespürt, den festen, guten Griff der Hände, und da kam sie sich so sicher und geborgen vor, daß sie ihm am liebsten gesagt hätte: „Bleibe so stehen und halte mich fest, damit ich weiß, wohin ich gehöre. Ich glaube an dich!"

Diese Worte wurden nicht gesprochen; sie erstickten in der bebenden Sehnsucht, die sie — Helen von Carwe — ersehnt und immer wieder gewollt hatte.

Und dann kam der schale Rest ...

„Gnädige Frau", hörte Helen eines der Hausmädchen jetzt hinter sich sprechen, „Auguste läßt fragen, ob Herr Brock zum Abendessen wieder da ist."

„Nein", antwortete Helen, „Herr Brock ist zum Abendessen nicht da. Er wohnt auch nicht mehr bei uns!"

* * *

Es war wenige Minuten nach zweiundzwanzig Uhr, als Gerhard Brock im Schreibzimmer des großen Hotels an der Alster seinen Füller nahm und den Vertrag unterschrieb, den William Schuster und der dicke Billrodt in den letzten Stunden verbissen ausgehandelt und in Paragraphen gepreßt hatten.

Das Dokument verpflichtete ihn, am 15. Oktober 1955 nach Amerika zu fliegen und sich von diesem Tag an zur Verfügung der Veranstalterfirma Schuster and O'Ryn in Philadelphia zu halten, die sich ihrerseits dahingehend engagierte, daß sie Gerhard Brock neben einigen Aufbaukämpfen innerhalb eines Vierteljahres drei Fights mit hohen Börsen zusicherte.

Nach Erledigung dieser Formalitäten schlug der dicke Billrodt vor, nunmehr Tante Friedas gute Stube anzusteuern, aber Gerhard Brock winkte ab: er sei müde und wolle auf dem schnellsten Wege nach Hause.

Als er auf die Straße hinaustrat, hüllte sich Hamburg in Schwaden feuchten Nebels, durch den gespenstisch weiß das gnadenlose Licht der Leuchtstoffröhren schimmerte, die den Parkplatz gegenüber dem Hotel aufhellten. Irgendwann einmal mußte es auch geregnet haben, denn das Pflaster hatte sich mit einem glitschignassen Film überzogen, der selbst den geringen abendlichen Kraftwagenverkehr zur Vorsicht mahnte.

Gerhard Brock schaltete das Nebellicht seines Kabrios ein und nahm Richtung auf die Neue Lombardsbrücke.

Daß er zu Helen in die Elbchaussee fahren würde, war ihm schon seit Stunden klar; es schien ihm einfach selbstverständlich zu sein, sosehr das Gefühl in ihm nagte, beim Abschied von ihr entweder schlecht behandelt worden zu sein oder etwas versäumt zu haben.

Nun, das würde sich schnell klären lassen, und außerdem mußte er ihr sagen, daß dieser Tag für ihn ein phantastischer Erfolg gewesen sei. Drei garantierte Fights bei Schuster and O'Ryn waren mit Abstand das beste Geschäft, das der Weltmarkt seiner Gewichtsklasse zu bieten vermochte.

Dann war die Elbchaussee da.

Hier bin ich mit ihr gefahren, dachte Gerhard Brock, vor genau vier Tagen, und mit dem Instinkt des routinierten Mannes hatte er damals deutlich gewittert, was Helen von ihm erwartete. Zu widersprechen oder frech zu werden, war ihm überflüssig erschienen — wozu auch? Er hatte zwar ein paar Glas Sekt getrunken, beherrschte sich und seine Situation jedoch so sicher, daß er es getrost auf alles ankommen lassen konnte.

Und was war daraus geworden?

Ich weiß es noch nicht, dachte Gerhard Brock, aber irgend etwas von dieser Frau ist in mir hängengeblieben: so klar spürbar, daß ich jetzt Angst habe, sie könnte nicht auf mich gewartet haben.

Sonst war alles wie vor vier Tagen: die schweigsamen Villen zu beiden Seiten der Straße, die schmiedeeiserne Wohlsituiertheit der Gartentore und der dröhnende Klang der Niethämmer auf dem anderen Ufer der Elbe.

Als Gerhard Brock den schmalen Privatweg erreicht hatte, der zu der weißen Villa führte, mußte er den Wagen im letzten Augenblick scharf bremsen: das Parktor war geschlossen.

Wie kam das?

Immer hatte das Tor weit offen gestanden, sogar in den Tagen, an denen er bei Helen weilte und wortlos mit ihr übereingekommen war, das Haus nicht zu verlassen, sowenig sie daran dachte, irgendeinen Menschen zu empfangen.

Merkwürdig, dachte Gerhard Brock und stieg aus dem Wagen. Er trat vor das Parktor. Da war auch die Klingel. Ob er läuten sollte?

Er tat es nicht, denn als er durch die eisernen Verstrebungen des Tores blickte, hüllte sich die weiße Villa in tiefe Dunkelheit. Hinter keinem Fenster brannte Licht.

*

Eine knappe Stunde später betrat Gerhard Brock seine Hochhauswohnung am Grindel.

Auf welchen Straßen er hierhergefahren war, wußte er nicht genau. Wie abwesend und mit seinen Gedanken unentwegt bei dem geschlossenen Parktor an der Elbchaussee, hatte er am Steuer des Wagens gesessen: halb ärgerlich, halb ratlos und zwischendurch immer wieder von einer dunklen Angst gequält, die er nicht zu deuten wußte.

Seine Wohnung war, wie immer, mustergültig aufgeräumt, denn die Majorswitwe, die ihm die Wirtschaft führte und in der Nachbarschaft wohnte, verstand sich auf spiegelblanke Reinlichkeit. Er ging durch die Zimmer, ließ flüchtig die eingegangenen Briefe, die er auf dem Schreibtisch vorfand, durch die Hand gleiten und entnahm dem Kühlschrank eine Flasche Sprudel; er trank fast hastig, denn seine Kehle war trocken und brannte.

Dann setzte er die unruhige Wanderung durch die stillen Räume fort.

Immer waren die eigenen vier Wände seine Zuflucht gewesen, die einsame Insel, auf der er allein war, wenn er allein sein wollte, das kleine Stück Welt, das ihm gehörte, und von dem er alles verbannte, was ihm und seiner verhaltenen ernsten Art nicht zu entsprechen schien.

Stück für Stück hatte Gerhard Brock — nach dem grundsätzlichen Entwurf eines jungen Innenarchitekten — die Einrichtung in den letzten Jahren zusammengetragen. Jeder Kampf, der das Bankkonto spürbar auffüllte, sorgte für einen schönen, alten Schrank oder für die Ergänzung des Zinngeschirrs, das er besonders liebte. Sein größter Stolz waren der echte Spitzweg in der Diele und der prachtvolle dunkle Isfahan im Wohnzimmer, den er nach seinem haushohen Punktesieg über den Holländer de Vries gekauft hatte.

Das alles kam ihm heute absonderlich fremd vor; wie leblos standen die Möbel herum, und selbst die Bilder an den Wänden, deren Sprache er sonst so gut verstand, wirkten starr und stumm, gleichsam, als habe er keine Ohren, um zu hören, und keine Augen, um das zu sehen, was er bisher heimlich und inbrünstig geliebt hatte.

Was war eigentlich geschehen? Was hatte ihn so verändert? Warum merkte er plötzlich, daß er in dieser seiner Wohnung so allein war?

Helen, jagte es durch seine Gedanken, und dann war mit einemmal der Entschluß da ...

Er riß das Telefonbuch in das Licht der Stehlampe und suchte die Nummer. Dann wählte er und wartete.

Der Ruf kam an. Jetzt schaltete sich hörbar jemand in die Leitung ein.

„Hier ist der Auftragsdienst der Deutschen Bundespost", sagte eine freundliche weibliche Stimme. „Der Teilnehmer, den Sie zu sprechen wünschen, ist abwesend

Fortsetzung übernächste Seite

HEINZ BREN

„Na, hat der Wagen Bremsen?"



Hast du ihn weggeschickt, Liebling?



Der große DKW 3=6 – jetzt noch eleganter, noch stärker, noch wirtschaftlicher

DKW-Automobile waren stets ihrer Zeit voraus! Besonders trifft das auf den großen DKW 3=6 zu, der nun — um vieles bereichert — auf dem Markt erscheint.

Vollendet in der Linienführung

Nicht nur in Deutschland, nicht nur in Europa — in der ganzen Welt wird die DKW-Linie als eine Meisterschöpfung europäischer Formgebung bezeichnet! Die rassige Motorhaube, die geschwungenen Kotflügel, das elegant-flache Dach wie das sphärisch gewölbte Rückfenster und die eigenwillige Linie der Heckpartie — alles ist wie aus einem Guß, alles ist Harmonie!

Blieb an der DKW-Linie noch etwas zu vollenden, so ist dies jetzt durch den neuen Kühlergrill erfüllt. Seine gelungene Gestaltung, seine ovalgeschwungene Form und das feingegliederte Gitterwerk lassen die DKW-Linie nun eleganter denn je hervortreten.

Komfort — noch reicher!

Ausstattung und Komfort waren schon immer beim großen DKW mit viel Liebe bedacht. Nun aber bleibt kaum mehr ein Wunsch unerfüllt. Tiefe, schaumgummigepolsterte Sessel, neue Ausstattung mit farbenfrohen Stoffen, freier, uneingeschränkter Blick nach allen Seiten — kurz: alles im Wagen verbreitet jene Behaglichkeit, die man sich wünscht. Und dazu trägt auch die neue wirkungsvolle Klima-Anlage bei: Mit einem Handgriff kann man vom Armaturenbrett aus wählen und nach Wunsch regulieren, ob und wieviel frische oder warme Luft ins Wagen-Innere strömen soll.

Das Armaturenbrett selbst — ein weiterer Beitrag zur wertvollen Ausstattung des großen DKW — ist ebenso geschmackvoll wie zweckmäßig: links das blendfrei angebrachte Tachometer, daneben das übersichtliche Kombi-Instrument mit einer neuartigen, exakten Benzinanzeige, rechts der tiefe Handschuhkasten, in der Mitte der Raum zum Einbau eines Autosupers. Alle wichtigen Bedienungshebel befinden sich an der vollverkleideten, eleganten Lenksäule übersichtlich und griffnah angeordnet: die Gangschaltung, der Bedienungshebel für Fern- und Nahlicht — gleichzeitig zur Betätigung der „Lichthupe" — und der Hebel für die moderne Blinklichtanlage.

Nicht zuletzt zählt zum Komfort des großen DKW seine Geräumigkeit, verbunden mit einem bequemen Ein- und Ausstieg. Im DKW können 4—5 Personen völlig ungezwungen sitzen; er bietet mehr Platz als mancher Wagen einer größeren Klasse.

Leistung jetzt 40 PS

Die Leistungssteigerung auf 40 PS stellt in erster Linie eine erhöhte Kraftreserve dar. Und das bedeutet einen zusätzlichen Sicherheitsfaktor beim Überholen schneller Fahrzeuge, einen Vorteil am Berg und eine höhere Elastizität des Triebwerks. Somit kommt die Leistungssteigerung vornehmlich der Fahrsicherheit und dem Fahrkomfort zugute.

Anzugsvermögen und Spitzengeschwindigkeit sind beim großen DKW begeisternd temperamentvoll — zur Freude aller, die es lieben, sportlich zu fahren. In nur 17 Sekunden beschleunigt der große DKW aus dem Stand auf eine Geschwindigkeit von 80 km/st; in nur wenigen weiteren Sekunden hat er 120—125 km/st erreicht. Übrigens kann diese Spitzengeschwindigkeit — dank der robusten Bauweise des ventillosen DKW 3-Zylinder-Zweitaktmotors — bedenkenlos als Dauergeschwindigkeit gefahren werden. Denn der DKW kennt keinen Unterschied zwischen Maximal- und Dauerleistung, kennt kein Überdrehen.

Beim DKW-Dreizylinder Mischungsverhältnis von Öl zu Kraftstoff nurmehr 1:40

Mit der DKW-Frischöl-Mischungsschmierung besitzt der große DKW das ideale Schmiersystem, das keinen Ölwechsel erfordert. Da das Öl dem Kraftstoff beigemengt ist, gelangt von der ersten Kurbelwellen-Umdrehung an stets nur frisches und unverbrauchtes Öl an alle Schmierstellen im Motor-Innern. Darum ist der DKW so unempfindlich bei Kaltstart, so unempfindlich auch gegen Überhitzung infolge starker Beanspruchung. Zu diesen wichtigen Vorteilen kommt nun ein weiterer: Jahrelange Versuche haben zu dem Ergebnis geführt, daß jetzt der neue DKW-Dreizylinder — wie überhaupt alle DKW-Dreizylinder — mit dem Mischungsverhältnis von 1:40 gefahren werden können. Das bedeutet: Nur mehr 1 Liter Öl wird für 40 Liter Treibstoff benötigt. Und damit ist der DKW noch wirtschaftlicher geworden.

Fahrsicherheit über alles

Dank Frontantrieb und verwindungssteifem Kastenprofilrahmen, dank Schwebeachse in Verbindung mit niedriger Schwerpunktlage, breiter Spur und einer besonders guten Federung ist der große DKW in Kurven oder auf naßglatten Straßen, ja selbst auf Eis und Schnee überlegen. Auch bei stark böigen Seitenwinden bleibt dieser frontgetriebene Wagen stets richtungsstabil. So erzielt man im großen DKW hohe Reisedurchschnitte und fährt dabei doch unvergleichlich sicher. Die hochwirksame hydraulische Duplex-Vierradbremse trägt zu dieser Sicherheit wesentlich bei! Sie ist so groß dimensioniert, daß selbst bei hoher Geschwindigkeit schon ein leichter Druck aufs Bremspedal genügt, um den Wagen schnell zum Stehen zu bringen. Als ein neues Moment der Sicherheit kommt schließlich hinzu, daß der große DKW nun serienmäßig mit schlauchlosen Reifen ausgerüstet ist.

Äußerlich wie innerlich um vieles bereichert — so präsentiert sich der neue große DKW als ein Wagen, der seiner Zeit weit vorauseilt. Und doch bleibt er in der Anschaffung sehr preisgünstig:

Limousine-Normal	5 395.— DM
Limousine-Spezial	5 795.— DM
Luxus-Coupé	6 175.— DM

Gleichermaßen günstig und wirtschaftlich ist der Unterhalt: Nur 7,8 l/100 km beträgt der Normverbrauch, nur 129,60 DM die Jahressteuer!

Rufen Sie gleich Ihren DKW-Händler an und verabreden Sie eine unverbindliche Probefahrt! So können Sie sich am besten selbst davon überzeugen, daß der neue große DKW tatsächlich ein Wagen ist, der für seinen günstigen Preis den größtmöglichen Gegenwert bietet. Es lohnt sich, DKW zu fahren!

AUTO UNION G·M·B·H

und läßt Sie bitten, von Anrufen abzusehen. In geschäftlichen Angelegenheiten werden Sie gebeten, sich an Herrn Diplom-Kaufmann Dr. Kühl zu wenden, den Prokuristen der Firma Werber, Jesserschmitt & Söhne in Hamburg-Wilhelmsburg. Die Rufnummer lautet ..."

Gerhard Brock wartete die Durchsage der Rufnummer nicht ab. Mit einer müden Handbewegung legte er den Hörer auf die Gabel zurück.

Ich habe noch nie in meinem Leben ein Schlafmittel genommen, dachte er, aber nun nehme ich wohl am besten gleich zwei ...

Als Gerhard Brock am anderen Morgen erwachte und auf die Uhr sah, war es kurz nach zehn.

Er kam sich wie zerschlagen vor, sprang dennoch, aber sofort mit einem Satz aus dem Bett und rief die Firma Werber, Jesserschmitt & Söhne an.

„Hier ist Brock", sagte er, „bitte, verbinden Sie mich mit Herrn Dr. Kühl."

Dr. Kühl meldete sich.

„Herr Doktor", versuchte Gerhard Brock die in seiner Stimme schwingende Erregung zu bändigen, „darf ich fragen, wo Frau von Carwe zu erreichen ist?"

„Geschäftlich oder privat?"

„Privat."

„Dann tut es mir leid, Herr Brock, Sie enttäuschen zu müssen: Frau von Carwe ist verreist."

„Verreist — seit wann?"

„Seit heute früh."

„Und wohin?"

„Ich bedauere, Herr Brock: es handelt sich um eine über Nacht dringend notwendig gewordene Geschäftsreise ins Ausland, über die ich natürlich keine Auskunft geben kann."

„Und die Rückkehr?"

„Auch der Termin der Rückkehr ist mir nicht bekannt. Es kann sein, daß Frau von Carwe drei Wochen fortbleibt, es kann auch wesentlich länger dauern. Darf ich ihr etwas bestellen? Sie ruft hin und wieder in der Firma an ..."

„Danke, nein", sagte Gerhard Brock und legte den Hörer auf, aber er merkte nicht einmal, daß er es tat.

★

Daß sie an diesem Tage nach London oder sonst irgendwohin fliegen würde, wußte Helen von Carwe seit dem Augenblick am Abend zuvor, da sie in der unbeleuchteten Halle ihrer Villa stand und durch die Bäume des Parks die Nebellampen des Wagens schimmern sah, der vor dem Tor parkte.

Für den Bruchteil einer Sekunde dachte sie daran, aus purer Höflichkeit das Fenster aufzureißen und „ich komme!" durch den nächtlichen Park zu rufen, aber dann war wieder die Kälte in ihr: dieses niederträchtige Gefühl aus Ekel und Abwehr, das sie zwang, lautlos stehen zu bleiben und zu warten, bis das dunkelgrüne Kabrio verschwunden war.

Gleich danach rief sie den erstaunten Dr. Kühl in seiner Privatwohnung an und sagte ihm, daß sie sich nicht wohl fühle; sie habe bereits vier Tage im Bett gelegen und verspüre nun den dringenden Wunsch, andere Luft zu atmen. Natürlich sei sie für jedermann geschäftlich verreist.

Nach diesem Gespräch telefonierte sie mit dem Flughafen Fuhlsbüttel und erkundigte sich nach der Startzeit der ersten Maschine, die am nächsten Morgen abgefertigt werde. Es war eine DC 7 B der Pan American, die nach London ging und dann Kurs auf New York nahm.

Helen von Carwe buchte einen Platz bis London und bestellte anschließend für sieben Uhr Mölders mit der Taxe; er sollte sie nach Fuhlsbüttel bringen. Dann packte sie sachlich ihren Koffer und war mit keinem Gedanken bei einem Mann namens Gerhard Brock.

Der Start am anderen Morgen verzögerte sich. Über dem Flugplatz lagerte dichter Nebel, den nicht einmal die Zyklopenaugen der Bodenbeleuchtung zu durchdringen vermochten. Durch den Lautsprecher wurden die Fluggäste deshalb gebeten, das Rollfeld zu verlassen und in den Warteräumen Platz zu nehmen.

Helen ging zum Restaurant. Unterwegs kaufte sie ein paar Zeitungen, in denen sie nur halb interessiert zu blättern begann, als der Kellner ihr den bestellten Tomatensaft gebracht hatte.

Da fiel ihr Blick auf eine riesige Überschrift: Gerhard Brock kämpft in Amerika!

„Der deutsche Europameister im Halbschwergewicht", hieß es dann weiter, „greift nach den Lorbeeren der Weltklasse: gestern hat er in Hamburg einen Vertrag unterzeichnet, der ihm unter Umständen sogar die geheiligten Tore des Madison Square Garden in New York öffnet ..."

Der Bericht beschäftigte sich dann eingehend mit der bisherigen Laufbahn Gerhard Brocks, seinen Aussichten in den Staaten und kam zu dem Schluß:

„Jens Billrodt bringt einen Mann nach Amerika, der hart schlagen kann. Das hat sein letzter Kampf auf deutschem Boden bewiesen. Sein tapferer Gegner in der Ernst-Merck-Halle, der farbige Amerikaner John Hamson, war, wie wir bereits berichtet haben, von der Kampfmoral Gerhard Brocks so überzeugt, daß er auf eine Revanche verzichtete und die Weltöffentlichkeit mit seinem endgültigen Abschied vom Ring überraschte.

Nun fährt Gerhard Brock in das Land, aus dem John Hamson kommt. Der Amerikaner dagegen wird — auch das schrieben wir schon — in Deutschland bleiben. Er bewirbt sich gegenwärtig um eine unbezahlte Assistentenstelle im Behring-Krankenhaus.

Professor Rath zu unserem Chefreporter: ‚Ich werde alles tun, um Dr. Hamson diese Stelle zu verschaffen. Er ist ein Mann von großem wissenschaftlichen Ernst. Daß er nebenher auch einmal Berufsboxer war und keine weiße Hautfarbe besitzt, stört mich nicht. Von der hübschen Überraschung, daß ein k.o. geschlagener amerikanischer Neger sich am nächsten Tag um eine Position in dem von mir geleiteten Krankenhaus bemüht, habe ich mich längst erholt!'

Also: alles Gute für Amerika, Gerhard Brock, und viel Erfolg in Germany, Doktor John Hamson!"

Helen von Carwe ließ die Zeitung sinken und sah durch das Fenster des Flughafenrestaurants auf das vernebelte Rollfeld hinaus.

In vierzehn Tagen verläßt er also Deutschland, dachte sie. Das ist gut. Dann brauche ich nur zwei Wochen fortzubleiben, um von ihm nichts sehen und hören zu müssen ...

★ ★
★

Als Gerhard Brock sich auch am 5. Oktober, also über eine Woche nach seinem Kampf gegen John Hamson, in der Sportschule Voß, seinem Trainingslager, noch immer nicht hatte sehen lassen, wurde Jim Cubber die Sache rätselhaft. Er rief den dicken Billrodt an und bat ihn, nach Rissen zu kommen. Dann wollte man gemeinsam in die Wohnung Gerhard Brocks am Grindel fahren.

Daß er seit drei Tagen das Haus nicht verlassen hatte, wußte Jim Cubber längst. Die Majorswitwe hatte mehrfach mit ihm telefoniert Ihre diskreten Hinweise formten das Bild eines Mannes, dem irgend etwas quergegangen sein mußte, und zwar so gründlich und in die Tiefe wirkend, daß er sich fast nur im Bett aufhielt, sich keinen Tag rasierte und nicht ein einziges Wort zu sprechen bereit war.

Tatsächlich lebte Gerhard Brock in einer schweren seelischen Krise. Rückblickend wurde ihm immer klarer, wie sehr sich Helen von den sonstigen Frauen in seinem Leben unterschied. Sie war stolz und dennoch leidenschaftlich, klug und zugleich hingebungsvoll — eine Frau, die der echten und tiefen Liebe wert war. Sein Selbstgefühl als Mann hatte sich durch die Begegnung mit Helen von Carwe auf bisher nie geahnte Höhen erhoben. Um so tiefer war jetzt sein Sturz.

Schon als die Majorswitwe die Tür geöffnet hatte, hörten die beiden Besucher Gerhard Brock aus dem Hintergrunde rufen, daß er sich nicht wohl fühle und keinen Menschen von der Welt zu sehen wünsche.

Jim Cubber und der dicke Billrodt störten sich nicht daran, sondern folgten dem Fingerzeig der Majorswitwe und betraten mit leichtem Grinsen das Wohnzimmer. Gerhard Brock saß in einem Sessel. Er trug einen schwarzseidenen Hausmantel und rührte sich nicht.

„Was wollt ihr?" fragte er barsch.

„Nichts von Bedeutung", antwortete Jim Cubber, „wir finden es nur etwas merkwürdig, mein Junge, daß wir erst hierherkommen müssen, um zu hören, daß du krank bist!"

„Ich bin nicht krank!"

„Sondern gesund? Das ist großartig. Dann wirst du dich jetzt hübsch rasieren und mit nach Rissen fahren, damit der Tag nicht ohne einen schönen Waldlauf zu Ende geht."

„Ich denke nicht daran!"

„Und warum nicht?"

„Weil ich keine Lust habe!"

„Lust ist gut!" sagte der dicke Billrodt wie ein gereizter Stier, aber dann kniff er die Augen zu gefährlich schmalen Schlitzen zusammen und sagte mit einer Stimme, die an einen Wetzstein gemahnte, auf dem ein Messer geschliffen wird: „Vielleicht erinnerst du dich jedoch dunkel, daß du mit Little Jim und zufälligerweise auch mit mir ein paar rechtsgültige Verträge geschlossen hast, die deinerseits mit gewissen Verpflichtungen verbunden sind — so zum Beispiel jeden Tag zu trainieren, mit Ausnahme der ersten achtundvierzig Stunden nach jedem Kampf . . ."

Der dicke Billrodt wollte noch mehr sagen, aber dann hielt er schnell den Mund, denn Gerhard Brock hatte sich erhoben und trat dann dicht an ihn heran.

„Hör auf, alter Idiot!" sagte er. „Du hast bloß deine Geschäfte im Kopf und sonst gar nichts. Man sollte . . ."

„Aber, Brocky", unterbrach Jim Cubber seinen Schützling und legte ihm beruhigend die Hand auf den Arm. Wenn Brocky so sprach, wie er eben gesprochen hatte, drohte Alarmstufe eins. Er kannte das von den Kämpfen her, aus der Ecke am Ring. Jeden Versuch des Gegners, ihn durch einen unfairen Schlag aus der Fassung zu bringen, quittierte Brocky in dieser Tonart. Dann ging sein Atem stoßweise. Steil und drohend stieg die Falte über der Nasenwurzel hoch, und wenn er dann noch leicht die linke Augenbraue hob, um den Gegner in der anderen Ecke scharf zu fixieren, dann kam — das wußte Jim Cubber genau — in der nächsten Runde schnell das bittere Ende.

„Es ist so", sagte er deshalb und gab sich alle Mühe, seinen quäkenden New Yorker Slang versöhnlich klingen zu lassen, „daß Jim von seinem Standpunkt aus natürlich recht hat. Aber davon reden wir ja überhaupt nicht. Du bist ja schließlich kein Schuljunge, der nicht weiß, was ein Vertrag bedeutet. Viel wichtiger ist, daß du mir sagst, was hier eigentlich hinter den Kulissen gespielt wird?"

„Nichts, was dich interessieren könnte!"

„Aber, Brocky", lenkte Jim Cubber noch einmal ein, „seit wann bist du ein Kindskopf, der es zwischendurch schön findet, auf trotzig zu machen?"

„Jim", sagte Gerhard Brock da, und seine Stimme klang heiser und hohl, „weißt du, was das heißt, wenn sie einem die Tür vor der Nase zumachen? Ich kenne es auswendig, von Süderstedt her, wenn du dich erinnerst. Und kennst du auch das Gefühl, das man hat, wenn man vor diesen verschlossenen Türen steht und daran rüttelt und hinein möchte, und niemand da ist, der einem nur das eine Wort sagt: ‚Komm!' Wer bin ich denn eigentlich? Ein heimatloses Stück Mist, das hin und her geschoben wird, das sich bestaunen und begaffen läßt und dann in diese Hütte hier zurückkriecht wie ein Hund . . ."

Jim Cubber gab keine Antwort. Auch der dicke Billrodt schwieg. Er stand am Fenster und bewegte in den Händen eine seiner pechschwarzen Zigarren; sie anzuzünden hatte er bis zu diesem Augenblick noch nicht gewagt.

„Brocky", klang da die Stimme Jim Cubbers durch die Stille, „ist es eine Frau?"

„Ja!"

„Wer?"

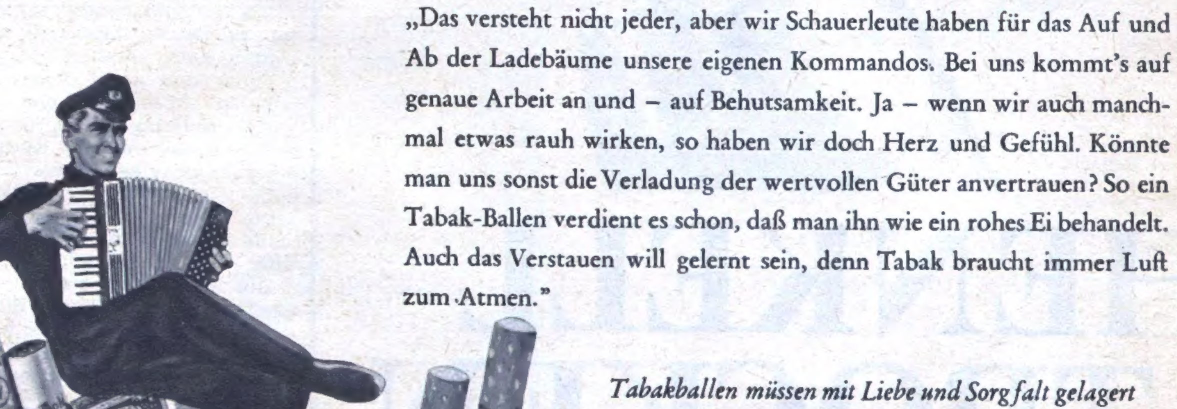
„Das geht euch nichts an!"

Dem Manne kann geholfen werden, zitierte der dicke Billrodt in Gedanken, trat auf Gerhard Brock zu und sagte:

„Für solche Fälle gibt's ein wunderbares Mittel, mein lieber Brocky: man verreist! Wie herrlich, daß wir unseren Vertrag mit Amerika haben . . ."

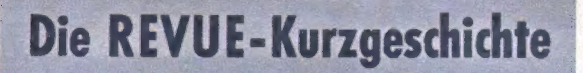
„Amerika?" schrie Gerhard Brock da lodernd auf, „nach Amerika fahre ich nicht. Ich denke nicht daran! Ich muß hier auf jemand warten!"

Fortsetzung folgt









An den Pesos klebte Blut ...

VON ERNST KEIN

Es geschah in Spanien während des Bürgerkrieges – aber es war wie ein biblisches Ereignis

Zu Mittag kamen die Mariachis. Ich war gerade bei Großmutter in der Küche und mußte mit dem Strohfächer die Herdglut anfachen. Ich sah durch den Perlschnurvorhang, wie Vater sie begrüßte, und dann, als ich das Fleisch hinaustrug, saßen sie am Tisch neben der Schank, und Vater goß ihnen die Gläser voll.

„Natürlich haben wir einen Gitarrespieler mit", sagte der pockennarbige alte Mann, dem die Zuckerrohrflöte vorn aus dem Hemd schaute. „Er ist noch auf der Plaza. Vor der Comisaria stand ein Haufen Leute, und da mußte er nachsehn, was los ist."

Ich stellte den Teller auf den Tisch, und der Dicke, der ein bißchen schielte und einen Geigenkasten zu Füßen hatte, langte gleich danach.

„Na, da kommt er ja bald", sagte Vater. „Die Verhandlung muß ja bald aus sein."

Dann war ich durch den Perlschnurvorhang, und als ich die Bohnen brachte, goß der Flötenspieler sein Glas nach und sagte zu Vater: „Wann wurde er denn geschnappt?"

„Gestern", sagte der Vater.

Ich stellte die Schüssel hin, und der Dicke, der schon den Mund voll Fleisch hatte, faßte sich eine Portion heraus und sagte: „Wo denn?"

„Im Baumwollfeld von Don Anastasio", sagte Vater.

Ich blieb hinter Vaters Rücken stehen.

„Es war spätabends", sagte Vater. „Sie führten ihn an unserm Haus vorbei. — Mutter hat's gesehen." Dann bemerkte er mich und sagte ohne den Kopf zu wenden: „Was ist mit den Tortillas?"

Also verschwand ich, und als ich mit den Tortillas aus der Küche kam, goß der Flötenspieler schon wieder sein Glas nach. „Hat ihn einer verpfiffen?" sagte er.

„Ja", sagte Vater.

Der Flötenspieler nahm sich eine Tortilla. „Wer denn?" sagte er.

„Ich weiß nicht", sagte Vater. „Wahrscheinlich einer, der's auf die dreißig Pesos Belohnung abgesehen hatte."

„So ein Saukerl", sagte der Dicke und faßte sich noch eine Portion Bohnen heraus.

Dann bemerkte mich Vater wieder und sagte: „Schau, ob der Kaffee schon fertig ist."

Aber der Kaffee war noch nicht fertig, er mußte erst aufkochen, und es dauerte eine Weile, bis ich die drei Tassen und den Teller mit Bizcochos hinaustragen konnte, und dann war auch der Gitarrespieler schon da und schlang hastig Fleisch, Bohnen und Tortillas hinunter. Er war noch jung und sah aus wie ein Stierkämpfer.

„Hat er's nicht abgestritten?" fragte Vater.

Der Gitarrespieler aß, ohne aufzusehen. Er schüttelte nur den Kopf.

„Aber dann wird er ja erschossen", sagte Vater.

Und diesmal stand ich die ganze Zeit hinter seinem Rücken, und er beachtete es nicht. Er blickte nur auf den Gitarrespieler, der mit einem Stück Tortilla seinen Teller auswischte, den Bissen in den Mund steckte und kauend sagte: „Na klar ..."

Dann stand er auf, trank seinen Kaffee aus, stopfte sich ein paar Bizcochos in die Hosentasche und sagte: „Und ich will mir's ansehn."

Und dann war ich in der Küche, ohne daß Vater mich weggeschickt hatte. Ich stand vor Großmutter und sagte atemlos: „Der Padre wird erschossen."

Großmutter rührte sich nicht. Sie hielt die Tortillapfanne in der Hand, und mir kam vor, als atmete sie gar nicht, als machte sie nichts, außer mich starr ansehen. Und auf einmal hatte sie die Pfanne nicht mehr in der Hand und bekreuzigte sich zweimal und dann drehte sie sich um und ging ins Zimmer zur alten Truhe, wo die Fiesta-Girlanden drin waren und ihr Hochzeitskleid, kniete sich schwerfällig nieder und fing an, zu suchen. Und zu mir sagte sie: „Hol die Streichhölzer."

Als ich die Streichhölzer brachte, stand sie in der Ecke, wo das Bild von der Muttergottes mit dem blutenden Herzen hing, obwohl es verboten war, Heiligenbilder aufzuhängen, und hielt eine Kerze in der Hand. „Zünd sie an", sagte sie.

Ich zündete die Kerze an, und Großmutter stellte sie unter das Bild und bekreuzigte sich wiederum.

Dann ging ich, um Pepe zu suchen, weil ich es einfach jemand sagen mußte, jemand, der so alt war wie ich. Ich fand ihn mit ein paar andern Buben bei den drei Palmen vor unserm Haus, und bevor ich noch bei ihnen war, rief ich schon: „Der Padre wird erschossen."

„Das wissen wir schon", sagte Pepe.

Und Juanito sagte: „Erzähl weiter."

Ich hockte mich enttäuscht zu ihnen, und Pepe sagte: „Und dann stöberten sie ihn in unserm Baumwollfeld auf. Und sie standen mit ihren Gewehren um ihn herum und dachten erst, sie hätten einen Falschen erwischt, weil er nicht versuchte, wegzulaufen oder sich zu wehren ..."

„Warst du dabei?" sagte ich.

Pepe sah zu mir her, und Juanito sagte: „Sein Vater war dabei."

Dann erzählte Pepe weiter: „Aber dann kam der, der ihn angezeigt hat, hinzu. Und der sagte, ehe sie noch dem andern eine Fackel vors Gesicht halten konnten: ‚Ja, das ist er.' Und dann fesselten sie ihn mit einem Stück Draht und brachten ihn ins Dorf hinunter."

„Und jetzt wird er schon erschossen", sagte Juanito.

„Ja."

„Und was ist mit dem andern?" fragte ich.

„Welchem andern?" sagte Pepe.

„Der ihn verraten hat."

„Der wird sich mit den dreißig Pesos aus dem Staub gemacht haben", sagte Juanito.

Und dann schlug einer vor, wir sollten die Verhaftung des Padres spielen, und wir waren alle damit einverstanden. Aber es wurde nichts daraus, weil es vorher zu der Rauferei kam.

Dabei gab es so viel Geschrei, daß ich Vater erst hörte, als er mich aus dem Haufen sich balgender Buben zog und wütend schrie: „Wie oft hab' ich dir schon gesagt, du sollst dich nicht immer im Dreck wälzen?"

„Ich mußte es tun", sagte ich.

„Was?"

„Diesmal mußte ich es tun", sagte ich.

Darauf haute mir Vater eine Ohrfeige herunter. Aber ich weinte nicht, weil wir schon im Schankraum waren, und da saßen die beiden Mariachis und noch ein anderer, der allein an einem Tisch saß, und vor denen wollte ich nicht weinen.

„Frech sein auch noch", schrie Vater und gab mir noch eine Ohrfeige.

Dann kam Großmutter durch den Perlschnurvorhang und sagte: „Was ist denn los?"

Der dicke Mariachi blickte zu uns her, der Flötenspieler hatte den Kopf auf die Arme gelegt und schlief.

„Erst wälzt er sich im Dreck und dann ist er auch noch frech", sagte Vater.

Großmutter sah mich an, und ich sagte: „Wir wollten die Verhaftung des Padres spielen. Und sie wollten, daß ich den, der ihn verraten hat, spiele."

„Na und?" sagte Großmutter.

„Diesen Saukerl wollte ich nicht spielen."

„Saukerl sagt man nicht", sagte Großmutter.

So was versteht eine Frau nicht, dachte ich und wandte mich zu Vater. „Das war der Grund, warum ich raufen mußte", sagte ich.

„Ach so", sagte Vater und kratzte sich die Wange. Und dann sagte er: „Mach jetzt die Girlanden auf."

Und ich war schon im Zimmer bei der Truhe, räumte die Papiergirlanden aus und trug sie in den Schankraum. Ich stieg auf einen Sessel und begann sie mit Reißnägeln an der Wand zu befestigen.

Und dabei vernahm ich auf einmal diesen komischen Laut, der wie ein sehr langer Seufzer klang. Ich dachte zuerst, der Flötenspieler mache ihn im Schlaf, aber dann merkte ich, daß er von dem Mann kam, der allein saß. Er hatte eine Glatze und sah krank aus. Er hielt eine halbvolle Teyuilaflasche in der Hand und starrte mit seinen geröteten Froschaugen ins Leere. Dann trank er aus der Flasche, obwohl ein Glas auf dem Tisch stand, und darauf machte er wieder diesen komischen Laut.

★

Als ich mit dem Aufhängen der Girlanden fast fertig war, kam der Gitarrespieler zurück und mit ihm kamen ein paar Männer aus unserem Dorf. „Bring uns was zum trinken", sagte Don Elicio zu Vater: „Bei so was trocknet einem die Gurgel aus."

Der Flötenspieler rieb sich die Augen und sagte: „Na, ist schon alles vorüber?"

„Ja", sagte der Gitarrespieler.

Vater brachte ihnen Gläser und dann holte er einen Krug Wein aus dem Wasserschaff und schenkte ein. Und ich stand auf meinem Sessel und machte, als wäre ich noch mit den Girlanden beschäftigt.

„Hat er sich gut gehalten?" sagte der Flötenspieler.

„Verdammt gut", sagte der Gitarrespieler und stellte sein Glas nieder.

„Er hat sich schon beim Verhör und bei der Verhandlung gut gehalten", sagte Don Virgilio.

„Es ist ein Unterschied, ob sich einer bei der Verhandlung gut hält oder beim Erschießen", sagte der dicke Mariachi. „Ich war einmal dabei, wie sie einen Politico umlegten. Der verzog auch erst keine Miene, aber dann, als es ernst wurde, fing er zu toben an, und sie mußten ihn wie ein Paket verschnüren und an die Mauer lehnen. Und er brüllte die ganze Zeit wie verrückt."

Vater merkte, daß ich mit dem Girlandenaufhängen fertig war, und sagte: „Geh in die Küche. Großmutter hat sicher was für dich zu tun."

Ich stieg vom Sessel herunter und ging in die Küche. Aber ich blieb in der Nähe des Perlschnurvorhangs, um zu hören, was die Männer redeten.

„Hat er nicht geschrien?" fragte Vater.

„Nein", sagte der Gitarrespieler.

„Gebetet hat er", sagte Don Elicio.

„Schon möglich", sagte der Gitarrespieler. „Jedenfalls hat er sich nicht gemuckst. Und wie sie ihm die Augen ver-

binden wollten, hat er den Kopf geschüttelt."

Dann merkte Großmutter, wovon die Männer redeten, und daß ich dastand und zuhörte, und sie sagte: „Hol einen Eimer Wasser."

Ich machte, als hätte ich nichts gehört, und sie sagte: „Was ist? Bist du taub?"

Also nahm ich den Eimer, der beim Herd stand, und ging hinaus auf den Hof, und als ich fast beim Brunnen war, erblickte ich ihn.

Er lag mit dem Gesicht nach unten. Ich erkannte ihn an der Glatze. Dann sah ich das Messer und den Blutfleck unter seinem Kopf und mir wurde übel. Ich wollte laufen und konnte nicht. Ich konnte nur auf den Mann starren. Dann hörte ich, wie mir der Eimer aus der Hand fiel und ein Stück wegrollte. Und ich begann zu schreien, ohne es zu wissen. Und dann wirbelte ich herum und rannte, bis ich über die schlammige Stelle beim Brunnen ausglitt und hinfiel.

Ich versuchte aufzustehen, aber da waren schon die Männer da und Großmutter, und Vater zog mich hoch, und ich hörte, wie Don Virgilio sagte: „Heiliger Jesus . . ."

Dann war Vater fort, und Großmutter hatte den Arm um mich gelegt und sagte: „Aber der ist doch nur besoffen."

Ich hörte, daß die Männer etwas mit ihm machten, aber ich schaute nicht hin, Schritte und die Stimmen, und dann rief Großmutter nach mir.

Ich ging in die Küche, und Großmutter sagte: „Sie haben ihn schon fortgetragen."

„Warum getragen?" sagte ich.

Großmutter sah mich an. „Er war zu betrunken zum Gehen", sagte sie.

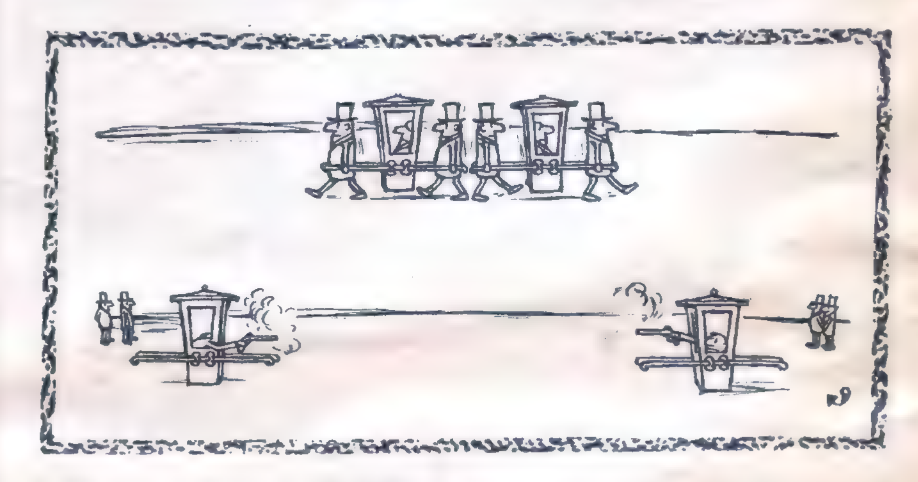
Dann kam Don Porfirio in Uniform vom Hof herein, fingerte an seinem Schnurrbart und sagte: „Schöne Sauerei, was? Geht her und schneidet sich die Gurgel durch." Er schob sich durch den Perlschnurvorhang, und ich hörte Vater sagen: „Du trinkst doch ein Glas, Porfirio?"

Großmutter legte den Arm um mich und sagte: „Denk nicht mehr dran", und dann: „Komm, hilf mir Tortilla backen", und ich wand mich wortlos aus ihrem Arm, nahm eine Tortillapfanne und warf eine Teigflade hinein und ging damit zum Herd.

Draußen sagte Don Porfirio: „Mit dem Kerl hatte ich nichts wie Ärger."

Großmutter nahm die zweite Pfanne und folgte mir.

„Gestern abend fing's an", sagte Don Porfirio. „Ich hatte mich den ganzen Tag auf der Plaza mit den Marktleuten herumstreiten müssen, war hundemüde und wollte mir's grade gemütlich machen — da platzte der Kerl herein und sagte, ein Padre hat ihn angesprochen, der zur



weil ich Angst davor hatte. Ich drückte mich an Großmutter, und während wir zur Küche hinübergingen, mußte ich auf einmal weinen.

In der Küche flößte mir Großmutter aus einer Flasche etwas ein, und ich schmeckte, daß es Tequila war, und schluckte, aber im gleichen Augenblick erbrach ich.

Kurz darauf erschien Vater und sagte: „Komm, trink einen Schluck." Und ich wollte den Kopf schütteln, aber da hatte ich schon den Flaschenhals im Mund. Und diesmal schluckte ich nicht, sondern ließ den Schnaps aus den Mundwinkeln rinnen. Doch ich erbrach wieder.

Und Vater sagte: „Bring ihn ins Bett . . . Ich muß auf die Comisaria."

★

Aber ich wollte nicht ins Bett. Ich setzte mich auf die Truhe, und Großmutter setzte sich zu mir. Ich fühlte mich elend und weinte die ganze Zeit. Und Großmutter redete auf mich ein. „Er ist doch nur hingefallen", sagte sie. „Er hatte zu viel geladen und ist hingefallen."

„Und das Blut?" sagte ich.

„Er wird sich die Nase aufgeschlagen haben", sagte sie. „Da gibt's gleich massenhaft Blut."

„Und das Messer?"

„Was für ein Messer?" sagte sie. „Ich hab' keines gesehen. Du hast sicher ein Stück Holz für ein Messer angeschaut." Und bevor ich noch etwas erwidern konnte, sagte sie: „Um Gottes willen, der Braten", und eilte in die Küche.

Ich war allein und horchte auf das Gemurmel der Männerstimmen, das vom Hof hereindrang, und dachte daran, wie der Mann aus der Flasche getrunken hatte, und begann zu glauben, daß er wirklich nur betrunken war, und auf einmal merkte ich, daß ich nicht mehr weinte.

Dann hörte ich Schritte im Hof, und die Stimmen wurden lauter. Aber ich ging nicht zum Fenster, weil ich noch immer Angst hatte.

Nach einer Weile entfernten sich die Fiesta gekommen war, um eine Messe zu lesen. Ich meldete das dem Jefe, und darauf ging die verdammte Sucherei los, und es dauerte bis in die Nacht, ehe wir den Padre erwischten. Und dann ging's zurück auf die Comisaria, und der Padre wurde verhört, und der andere kriegte seine dreißig Pesos, und ich dachte schon, ich komme überhaupt nicht mehr ins Bett . . ."

Ich verstand nicht, wie sie von dem Kerl reden konnten, jetzt, wo das im Hof passiert war. Und ich kippte die Tortilla aus der Pfanne und legte eine neue Teigflade ein.

„Und heute mittag tauchte er wieder auf", sagte Don Porfirio. „Ich war ganz fertig von der Hitze, die's im Jefe seinem Dienstzimmer während der Gerichtsverhandlung hatte, und sehnte mich nach einer Handvoll Schlaf — da kreuzte er auf, warf uns die dreißig Pesos auf den Tisch und verlangte allen Ernstes, wir sollten den andern wieder freilassen, weil er sich geirrt hatte und der kein Padre war. Und das, nicht nur, nachdem wir eine Konservenbüchse mit Hostien bei ihm gefunden hatten, sondern auch, nachdem er bei der Verhandlung zugegeben hatte, daß er ein Padre ist, und auch schon verurteilt war. Also schmissen wir den Kerl hinaus. Und mit meinem Schlafen war's wieder vorbei . . ."

Ich dachte: Also hat es ihm leid getan. Und gleichzeitig wunderte ich mich, daß auch ich schon an etwas anderes denken konnte, als an das im Hof.

„Und jetzt das noch", sagte draußen Don Porfirio. „Wo mir dieser verdammte Nachmittag das letzte bißchen Kraft gekostet hat und ich mich endlich hinlegen wollte, um wenigstens eine Stunde zu schlafen, bevor die Tanzerei losgeht — da schneidet sich der Kerl die Gurgel durch . . ."

Und im gleichen Augenblick kam mir der Gedanke, daß ich schuld war an seinem Tod, so wie er an dem Tod des Padres schuld war, und mein Magen krampfte sich zusammen, daß ich glaubte, wieder erbrechen zu müssen. Ich suchte Großmutter mit den Augen, aber die

stand nicht mehr neben mir, sondern schlurfte im Zimmer herum.

Draußen sagte Vater: „Na, trink noch ein Glas, Porfirio."

Dann roch ich, daß meine Tortilla verbrannte und wollte die Pfanne vom Feuer heben, aber meine Hand zitterte so, daß die Tortilla in die Flammen fiel.

★

Und dann begann schon der Trubel. Die Leute kamen früher als sonst, weil es sich herumgesprochen hatte, was passiert war, und weil sie sich die Stelle ansehen wollten, ehe der Blutfleck verblaßt war. Also standen immer welche in kleinen Gruppen beim Brunnen, und selbst als die Mariachis schon zu spielen angefangen hatten, und es draußen zu dunkel war, um noch etwas zu sehen, gingen welche hinaus.

Und wenn Vater den Wein brachte, mußte er sich zu ihnen setzen, und sie fragten ihn aus, und auch ich mußte, jedesmal wenn ich mit dem Essen zu einem Tisch kam, erzählen, wie ich ihn gefunden hatte, und das Schuldgefühl ließ mich nicht mehr los. Ich bekam solche Schmerzen in der Brust, daß ich am liebsten geweint hätte.

Später, als alle gegessen hatten und nur mehr getanzt und getrunken wurde, schickte mich Großmutter ein paarmal ins Bett, aber ich ersann immer neue Handgriffe, die noch getan werden mußten, weil ich Angst davor hatte, mit diesem schrecklichen Gefühl allein im dunklen Zimmer zu sein. Und so konnte ich es hinausschieben, bis Vater mit einem Stoß leerer Teller in die Küche kam und sagte: „Geh schlafen. Es ist Zeit für dich."

Und selbst da versuchte ich es noch einmal und sagte: „Ich muß Großmutter noch beim Abwaschen der Teller helfen."

Aber Vater sagte: „Nein. Es ist Zeit für dich."

Und dann lag ich im Bett und hatte die Augen fest geschlossen. Aber durch die Lider hindurch spürte ich das Flackern der Kerzen beim Muttergottesbild, denn jetzt waren es zwei, und es war mir von Anfang an klar, für wen Großmutter die zweite angezündet hatte, und die Schmerzen in der Brust hörten nicht auf. Ich versuchte sie zu vergessen, indem ich mich bemühte, aus dem Gedudel, das durch das Geräusch der Insekten verschwommen an mein Ohr drang, herauszufinden, was die Mariachis grade spielten. Aber es gelang mir nicht. Und ich wälzte mich schwitzend von einer Seite auf die andere, konnte nicht einschlafen und begann schließlich zu weinen.

Und dann war auf einmal Großmutter da, ohne daß ich sie kommen gehört hatte. Sie wischte mir die Tränen ab und sagte: „Was ist denn, Manuelito?"

Und ich hörte mich schon reden, ehe ich noch den Entschluß gefaßt hatte, es ihr zu sagen. „Weißt du, warum er sich die Kehle durchgeschnitten hat . . .? Wegen mir."

„Was?"

„Ja, wegen mir", sagte ich. „Weil er gehört hat, daß ich Saukerl sagte und ihn nicht spielen wollte. Obwohl er das Geld zurückgegeben hat. Obwohl er versucht hat, es wiedergutzumachen."

„Heilige Jungfrau", sagte Großmutter. Aber es klang nicht entsetzt oder erschrocken, sondern belustigt. Und dann sagte sie: „Der hat das doch gar nicht gehört. Der hat gar nicht mehr darauf geachtet, was um ihn herum vorging." Und dann: „Ich will dir sagen, warum er's getan hat. Aus Angst. Er hat alles aus Angst getan. Nicht nur das Letzte, sich die Kehle durchzuschneiden. Auch das andere, das vorher. Alles, weil er Angst hatte."

Ich verstand zwar nicht, wie man sich aus Angst die Kehle durchschneiden konnte, wo das bestimmt mehr weh tat, als alles, wovor man Angst haben konnte; aber ich glaubte schon, daß er es deshalb getan hatte, daß also nicht ich schuld war, und auf einmal waren die Schmerzen in der Brust verschwunden, und ich war müde und schläfrig, und Großmutters Stimme hörte ich wie von weither, als sie sagte: „Bet ein Vaterunser für ihn."

Und ich faltete die Hände über der Bettdecke und begann das Vaterunser nicht aufzusagen, sondern nur zu denken, und nicht einmal das bis zu Ende, weil ich vorher einschlief.

ENDE

ISABELLA durfte

Wie ein „blaues Baby" in letzter Minute gerettet wurde / Ope katheterisierung ermöglicht, für die der deutsche Arzt Dr. Forss

VON DR. E. H. G. LUTZ, BERLIN

Die Gesichtsfarbe des Kindes war beinahe schwarz, als es in der Klinik eintraf. Das Flugzeug, mit dem die knapp zweijährige Isabella W. reiste, hatte, weit entfernt von seinem Ziel, auf einem kleinen Flugplatz notlanden müssen. Es fehlte an einer Möglichkeit, die Reise sogleich fortzusetzen, und der Arzt, der Isabella begleitete, hatte macht- und tatenlos zusehen müssen, wie sich das Kind in Krämpfen wand und wie sein Körper eine immer dunklere, blaue Färbung annahm.

Schreckensbleich hatten die anderen Passagiere und die Besatzung des Flugzeuges dem furchtbaren Leiden des Kindes zugesehen. Die Mutter, die es ebenfalls begleitete, rang nur stumm die Hände. Sie weinte nicht und schien gefaßt. Innerlich aber machte sie sich die größten Vorwürfe. Sie hätte sich früher entschließen sollen ... sie hätte energischer sein müssen ...

Dr. Wolg sah, was in ihr vorging. Beruhigend legte er ihr die Hand auf die verkrampften Hände.

„Wir kommen noch zurecht", sagte er in überredendem Ton, „die Leute tun alles, was sie können. In wenigen Minuten kommt ein Wagen aus der Stadt ..."

„Es ist so schrecklich", klagte die Frau leise, „so kurz vor dem Ziel kommen wir zu spät. Man hätte sie vielleicht retten können ..."

„Der Wagen ist gleich da, es ist ein Rettungswagen der Feuerwehr. Sie bringen ein Sauerstoffgerät mit. Ich verspreche Ihnen, daß wir Isabella noch rechtzeitig ins Krankenhaus bringen ..."

Die Krämpfe des Kindes hatten aufgehört. Es lag immer noch im Flugzeug auf einem Sitz und hatte die Beine hoch an den Leib herangezogen. Die ebenfalls tiefblauen Händchen waren zu Fäusten geballt. Es rang angestrengt nach Luft.

„Gleich ist der Wagen da", sprach die Mutter dem Kind zu, „und dann kommst du in die Klinik. Dort kann man dich gleich besser machen ..."

Isabella sah mit großen, verängstigten Augen auf die Mutter. Kein Zeichen verriet, ob sie verstanden hatte. Aber sie überließ der Mutter eine Hand, als diese danach griff. Zärtlich streichelte die Frau diese Hand mit den Fingern, die an den Spitzen auffällig breit und verdickt waren. „Trommelschlegelfinger" nannten die Ärzte solche Veränderungen, die immer ein bedenkliches Zeichen für Herz- oder Lungenleiden sind.

Als der Rettungswagen kam, wurde Isabella auf eine Bahre gelegt. Auch jetzt zog sie die Beine so hoch wie möglich an den Leib und streckte sich auch nicht aus, als der Arzt ihr aus einer Stahlflasche Sauerstoff zu atmen gab. Sie schien sich etwas besser zu fühlen, aber die blaue Farbe des Gesichts änderte sich nicht.

Erst drei Stunden später als verabredet kam das schwerkranke Kind in der Klinik an.

Als der leitende Chirurg in den Raum trat, in dem Isabella lag, wurde sie schon



DIE SONDE MITTEN IM HERZEN — das Porträt einer Großtat der Medizin. Dieses Röntgenbild aus dem Jahr 1929 zeigt den Brustkorb des deutschen Nobelpreisträgers für Medizin, Dr. Werner Forssmann. Die dunkle geschlängelte Linie stellt einen Nierenkatheter dar, den sich der Arzt von einer selbst freioperierten Vene des linken Armes ausgehend (auf dem Bild rechts) bis in den rechten Herzvorhof einführte. Der Katheter steigt zuerst in der Armvene hoch, macht unter dem Schlüsselbein einen Bogen nach rechts und führt dann steil hinunter in das Herz. Das war die erste Herzsondierung der Welt. Das Katheter-Verfahren hat heute für die Diagnose von Herzfehlern größte Bedeutung erlangt.

leben...

ration wurde durch die Herzmann den Nobelpreis erhielt

wieder von einem furchtbaren Krampf befallen, der ihren kleinen Körper grausam durchschüttelte. Der Chirurg, Professor P., war von einem seiner Assistenten alarmiert worden, der den lebensbedrohenden Zustand des Kindes erkannt hatte. Der Professor ordnete die Anwendung von Medikamenten an, die den Stoffwechsel und damit den Sauerstoffverbrauch des Körpers vermindern sollten. Zugleich wurden betäubende Mittel gegeben, und das Kind wurde in ein Sauerstoffzelt gelegt. Dann erst ließ sich der Professor die Krankengeschichte Isabellas von Dr. Wolg berichten.

„Das Kind zeigte gleich im ersten Jahr seines Lebens Blausucht", berichtete der Arzt. „Es wurde in eine Kinderklinik gelegt und erhielt Sauerstoff und Digitalis . . ."

„Wann wurde zuerst Blausucht bemerkt?" warf der Chirurg ein. „Ich möchte das möglichst genau wissen."

„Im Alter von sechs Monaten", sagte der andere Arzt. „Damals übernahm ich die Behandlung des Kindes wegen einer schweren Bronchitis . . ."

„Bestanden Herzgeräusche?" fragte der Chirurg wieder dazwischen.

„Ja, es war ein lautes systolisches Geräusch vorhanden", antwortete Wolg, „aber ich kann nicht sagen, seit wann. Ich vermute, daß es von Geburt an da war . . ."

Der Chirurg nickte. „Und warum kommt das Kind erst jetzt zu uns?" fragte er weiter. „Es ist sehr fraglich, ob wir noch etwas tun können."

Dr. Wolg nannte den Namen eines ausländischen, sehr bekannten Chirurgen, der wegen der fortschreitenden Krankheit des Kindes befragt worden sei. Er hatte nach eingehender Prüfung und Untersuchung einen Eingriff rundweg abgelehnt.

Der Chirurg runzelte die Stirn. „Berichten Sie weiter", sagte er kurz.

„Das Kind kam damals, im Alter von acht Monaten, aus dem Krankenhaus gebessert zurück. Die Bronchitis war ausgeheilt, die Blausucht stark gebessert. Auch die Atembeschwerden waren fast verschwunden . . ."

„Und welche Diagnose war damals gestellt worden?" erkundigte sich der Chirurg.

„Ich dachte an einen Fallot", sagte Wolg und sah den Professor unsicher und fragend an, „und die Kollegen im Krankenhaus waren zu demselben Ergebnis gekommen. Eine Operation wurde erwogen, aber es sollte erst die weitere Entwicklung abgewartet werden. Auch hat ja nicht jeder Fallot unbedingt schlechte Aussichten."

Der Chirurg sagte nichts zu diesen Worten. Und Wolg fuhr fort: „Die Mutter des Kindes war damals völlig abgeneigt, eine Operation überhaupt in Betracht zu ziehen. Deshalb drängte ich auch nicht. Der Ehemann ist bei einem Unfall ums Leben gekommen, die Frau ist nicht mehr die Jüngste, und es ist das einzige Kind . . ."

Der Chirurg ging nicht weiter auf diese Zusammenhänge ein. Er hörte sich wortlos die weiteren Ausführungen des Arztes an. Dieser setzte auseinander, wie vor zwei Monaten plötzlich eine sehr bedenkliche Wendung im Befinden des Kindes eingetreten war. Blausucht und Atembeschwerden hatten zugenommen, und es waren Ohnmachtsanfälle hinzugetreten. Dann setzten Krampfanfälle ein, mehrmals wöchentlich, die epileptischen Attacken glichen. Wegen dieser Zwischenfälle hatte der zuerst befragte

Chirurg die Operation als aussichtslos abgelehnt.

„Gehen hat das Kind wohl nicht gelernt?" fragte der Chirurg, als der Arzt mit seinem Bericht zu Ende war.

„Nein", lautete die Antwort, „es konnte stehen, aber kaum ein paar Schritte laufen. Es kauerte sich immer gleich wieder zusammen und lag dann auf Knien und Armen. So fühlte es sich am wohlsten . . ."

Der Chirurg nickte nachdenklich. Dann meinte er: „Es sieht mir wie eine extreme Fallotsche Tetralogie aus, aber das ist keineswegs sicher. Wir werden untersuchen und sehen, ob eine Operation möglich ist."

Isabella war ein „Blaues Baby". Sie war mit einem Herzfehler geboren, bei dem Teile des Herzens mißgebildet sind. Zuerst hat der Franzose Fallot diese Mißbildung des Herzens und seiner Gefäße beschrieben und, da es vier Merkmale sind, die den Herzfehler kennzeichnen, wird er Tetralogie (tètra = vier) genannt.

Es besteht dabei eine Enge an der Ursprungsstelle der Lungenschlagader, so daß zu wenig Blut in die Lungen gelangen kann und daher zu wenig Sauerstoff aufgenommen wird. Außerdem ist die Ursprungsstelle der Aorta nach rechts verlagert, so daß sie mit ihrer Öffnung zum Teil über der Kammerscheidewand zwischen rechter und linker Herzkammer steht. So entsteht ein Scheidewanddefekt, ein Loch zwischen den beiden Kammern. Infolgedessen pumpt die rechte Kammer nur einen Teil des Blutes in die Lungenschlagader und einen Teil in die Aorta. Dadurch steht dem Körper immer nur eine sauerstoffarme Mischung aus Venen- und Arterienblut zur Verfügung. Das vierte Merkmal endlich ist eine Hypertrophie der rechten Kammer, die ihre Muskulatur verstärkt hat, um das Blut gegen den Widerstand der Verengung vor der Lungenschlagader befördern zu können. Die blaue Farbe des ganzen Körpers rührt davon her, daß das Blut wegen seiner Sauerstoffarmut sehr dunkel ist.

Bevor aber dieser Herzfehler bei Isabella festgestellt wurde, mußten eingehende Untersuchungen angestellt werden. Die wichtigste war die Herzkatheterisierung.

Isabella lag noch immer in tiefem, narkotischem Schlaf. Sie sah etwas besser aus und atmete nicht mehr so angestrengt. Schlafend wurde sie in den Untersuchungsraum gefahren. Und dann gingen die Ärzte daran, ein eigenartiges Verfahren anzuwenden, um zu entscheiden, ob Isabella leben sollte oder nicht.

Mit einem Messer legte einer der Ärzte einen Schnitt hoch oben in den rechten Schenkel des Kindes, eine kleine Wunde von 15 Millimeter Länge. Dann präparierte er mit einer stumpfen Pinzette eine Vene frei, die man anatomisch Vena saphena oder Rosenader nennt. Mit einem Haken legte er unter die stricknadelstarke Vene einen Seidenfaden und machte einen Knoten. Nach unten, zum Fuß hin, war die Vene jetzt verschlossen. Einen anderen Faden legte er etwas entfernt unter die Ader und machte dann einen kleinen Querschnitt in das Blutgefäß. Die Vene des Kindes war nur wenig mehr als zwei Millimeter dick. Ein anderer Arzt griff jetzt die Lippen der nicht blutenden Wunde mit feinen Klemmen und hielt sie geöffnet, und der erste Arzt führte ein dünnes, elastisches Rohr in die Wunde ein. Das einen Meter lange Röhrchen, ein sogenannter Katheter, wie man ihn auch zum Sondieren der Harnleiter verwendet, war außen mit einem Gefäß verbunden, aus dem Kochsalzlösung in den Katheter tropfte.

Binnen Sekunden hatten geschickte Hände das Rohr etwa zwanzig Zentimeter hineingeschoben. Die Spitze war am Röhrensystem der Venen entlanggeglitten, von der Saphena in die Vena femoralis. Nun ließ der Arzt das Licht löschen, und es wurde dunkel im Raum. Ein, zwei Minuten vergingen. Die Ärzte warteten, bis ihre Augen sich dem Dunkel angepaßt hatten, denn nun mußte der weitere Weg des Katheters zum Herzen unter Kontrolle mit Röntgenstrahlen verfolgt werden. Der Katheter sollte mitten ins Herz eingeführt werden, um durch Sondierung die Natur der Mißbildungen erkennen zu können.

Der Röntgenschirm leuchtete auf. Auf ihm konnten die Ärzte verfolgen, welchen Weg die Spitze des Rohres im Herzen zurücklegte, wenn man sie in die verschiedenen Räume und Adern vorschob.

Sogleich beim Eintreffen Isabellas im Röntgenraum waren die Elektroden eines Elektrokardiographen angelegt worden, um die Aktion des Herzens während der Sondierung verfolgen zu können. Denn wenn die Spitze des Katheters in die Herzkammer eingedrungen war, konnte es vorkommen, daß durch die Berührung der Herzinnenwand Störungen des Herzens verursacht wurden,



ANERKENNUNG NACH 25 JAHREN bringt der Nobelpreis für Dr. Forssmann (oben mit seiner Frau). Der deutsche Kassenarzt erklärte, er fühle sich „wie ein Dorfpfarrer, dem man plötzlich eröffnet, daß er Kardinal geworden ist. Besonders erfreulich ist der Geldpreis (54 000 DM) deshalb für mich, weil meine Frau jetzt nicht mehr mit in der Praxis arbeiten muß." Frau Dr. Forssmann ist ebenfalls Fachärztin für Urologie.

die zum Herzstillstand und zum sofortigen Tod führen konnten.

Die Spitze des Katheters war jetzt am rechten Herzvorhof angelangt, aber sie zeigte in eine falsche Richtung. Der Arzt zog das Rohr etwas zurück und drehte es vorsichtig. Dann schob er es wieder vor. Endlich drang die Spitze in den rechten Vorhof des Herzens ein. Sogleich wurde an einem Manometer der Druck des Blutes im Vorhof abgelesen und eine Blutprobe entnommen. Dann drang der Katheter weiter vor und gelangte in die rechte Herzkammer. Wieder wurde der Druck gemessen und Proben des Herzblutes entnommen. Und nun begann ein vorsichtiges Abtasten des Innenraumes der Herzkammer, wobei immer wieder mit einer Spritze am äußeren Ende des Katheters Blut angesogen wurde.

Die Spitze des Katheters wanderte an der Herzscheidewand entlang. An der Herzkontur des Röntgenbildes und den Bögen, die der Katheter bildete, konnten die Beobachter sehen, an welcher Stelle im Herzen die Spitze des Rohres jeweils saß. So drang die Spitze am oberen Ende der Scheidewand, in der keine Öffnung vorhanden sein sollte, plötzlich nach links vor.

„Vorsicht!" rief der Arzt seinem Kollegen zu, der das Elektrokardiogramm überwachte, „ich bin am Scheidewanddefekt . . ."

Jetzt bestand in besonderem Maße die Gefahr, daß durch eine Reizung der linken Kammer gefährliche Zwischenfälle eintraten, denn die linke Kammer ist weit empfindlicher als die rechte. Durch

eine Drehung des Katheters aber wandte sich die Spitze ab und schob sich dann halblinks weiter nach oben, gerade in die Aorta. Auch hier wurde Blut entnommen.

Weitere Wanderungen des Katheters im Herzen bewiesen, daß eine Enge am Ursprung der Lungenschlagader bestand. Die Blutproben, die auf ihren Sauerstoffgehalt untersucht wurden, und die Druckmessungen ergaben neben den Röntgenbildern, daß tatsächlich eine extreme Fallotsche Tetralogie vorlag. „Ein Wunder, daß das Kind noch lebt", sagte der Professor kopfschüttelnd zu seinen Mitarbeitern und Kollegen, als das letzte Untersuchungsergebnis vorlag.

„Ich werde Ihre Tochter morgen operieren", eröffnete der Herzchirurg der Klinik der Mutter, „aber ich kann Ihnen nichts versprechen. Die Mißbildung ist leider ungewöhnlich schwer, und ich muß einen sehr großen Eingriff ausführen. Aber wir werden unser Bestes für Isabella tun, und wenn sie die Operation übersteht, hat sie große Aussichten, ein völlig normales Kind zu werden ..."

Die Frau sah ihn nur zitternd an. Sie sprach kein Wort, zwischen Hoffnung und Furcht hin und her gerissen.

Dem Dr. Wolg eröffnete der Herzchirurg, daß die Verengung an der Lungenschlagader — er sprach von einer Infundibulumstenose — so eng sei, daß der Katheter kaum hätte eindringen können, und daß der Scheidewanddefekt sehr groß sei. Er müsse daher eine Operation im Herzinnern vornehmen und dazu das Herz von Blut trockenlegen.

Isabella wurde an den Herz-Lungen-Apparat angeschlossen. Die Adern in der Herzgegend wurden mit Kunststoffschläuchen verbunden, so daß das Blut nicht mehr durch Lunge und Herz, sondern durch eine Maschine fließen mußte, die dem Blut Sauerstoff zusetzte und es gleich einem Herzen durch den Körper pumpte.

An Hand der Untersuchungsergebnisse hatten die Chirurgen einen genauen Plan für die Operation vorbereitet. Das kleine Herz klopfte langsam weiter, obwohl seine Vorhöfe und seine Kammern jetzt vollkommen trocken und frei von jedem Blutstropfen waren. Hände griffen nach ihm und hoben es aus seinem Bett.

Der Chirurg machte den ersten Schnitt in die zuckende rechte Herzkammer. Würde das Herz rebellieren gegen die rauhe Behandlung? Würde es zu jagen beginnen? Oder gar stillstehen?

Es schlug weiter, und der Chirurg konnte den Schnitt im Herzen weit öffnen. Eine Schwester lenkte einen scharfen Lichtstrahl in das Herzinnere. Es leuchtete rot auf, helle Glanzlichter blitzten auf spiegelglatten Innenflächen. Professor P. erinnerte sich, wenn er in ein offenes Menschenherz sah, immer wieder an eine Unterhaltung mit einem Priester, der ihm die rhetorische Frage stellte: „Wer kann in ein Menschenherz blicken?" und ihn völlig konsterniert angeblickt hatte, als er lächelnd antwortete: „Ich ..."

Hinten an der Scheidewand, zwischen den beiden Kammern, saß eine Öffnung, die nicht hingehörte. Ohne besondere Eile nähte der Chirurg sie und legte einen Bausch Kunstharzschwamm davor. Über den Bausch knüpfte er die Naht. Seine Hände arbeiteten mit der Geschicklichkeit eines Taschenspielers auf dem winzigen Terrain eines Kinderherzens, das während der ganzen Operation weiterschlug.

Nach dem Verschluß der falschen Öffnung schnitt der Professor mit dem Messer die Verengung vor der Lungenschlagader aus und nähte auch hier. Dann schloß er das Herz mit einer Naht.

Fünfzehn Minuten war das Herz offen und ohne seinen Blutstrom gewesen. Jetzt wurden die Schläuche schnell von den Adern entfernt, die Stellen, an denen sie in den Adern befestigt waren, vernäht. Und dann öffneten sich die Schleusen. Das Blut drang wieder in das Herz ein und zum erstenmal im Leben Isabellas in vollem Strom in die Lungen.

Ärzte schlossen den Brustkorb und legten feste Nähte an. Alle anderen im Operationssaal aber, die im Augenblick frei waren, eilten zum Narkotiseur am Kopfende des Operationstisches. Was sie dort sahen, erfüllte sie mit tiefer Freude. Ein rosiger Schimmer hatte das

Gesicht des Kindes überzogen, und die Lippen leuchteten fast wie geschminkt. Hellrotes, sauerstoffgesättigtes Blut durchfloß jetzt den kleinen Körper bis in die feinsten Verzweigungen seiner Adern.

Ein Jahr später war Isabella ein vollkommen gesundes, normal entwickeltes Kind.

Viele Forscher mußten ihre Lebensarbeit beisteuern, damit eine Operation wie die geschilderte möglich wurde. Fast auf den Tag vor 27 Jahren hat ein deutscher Arzt einen Versuch an sich selbst beschrieben, mit dem er zum Pionier des Herzkatheterismus wurde, der heute eine wesentliche Rolle bei der Diagnose angeborener Herzfehler spielt und damit den Chirurgen den Weg weist. Dr. Werner Forssmann, damals chirurgischer Assistent an einem Krankenhaus in Eberswalde bei Berlin, schob sich selbst als erster Mensch einen Harnleiter-Katheter von etwa 1,5 Millimeter Dicke durch eine Vene von der Ellenbogenbeuge aus direkt ins Herz. Er hatte die Herzsonde mit sterilem Olivenöl „gut geölt", damit sie reibungslos an den Wänden der Venen vorbeigleiten könne.

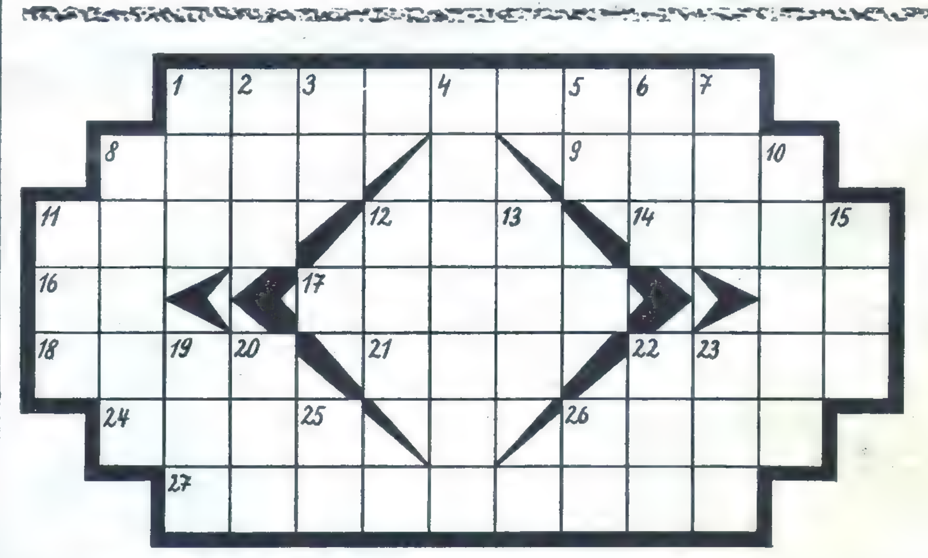
„Ich fühlte nichts als ein Empfinden leichter Wärme, ähnlich wie bei intravenöser Injektion von Kalziumchlorid. Als sich der Katheter an der Schlüsselbeinvene stauchte, hatte ich einen leichten Hustenreiz, wohl durch die Reizung von Vagusästen", schrieb Dr. Forssmann in seiner ersten Veröffentlichung. Und er fährt dann fort:

„Irgendwelche anderen Empfindungen, ich achtete besonders auf Reizerscheinungen von seiten des Reizleitungssystems des Herzens, konnte ich nicht feststellen. Den ziemlich weiten Weg vom Operationssaal zur Röntgenabteilung, auf dem ich auch Treppen steigen mußte, mit im Herzen liegender Sonde zu Fuß zurückzulegen, war nicht mit Unannehmlichkeiten verknüpft. Auch später konnte ich nichts Nachteiliges an mir feststellen."

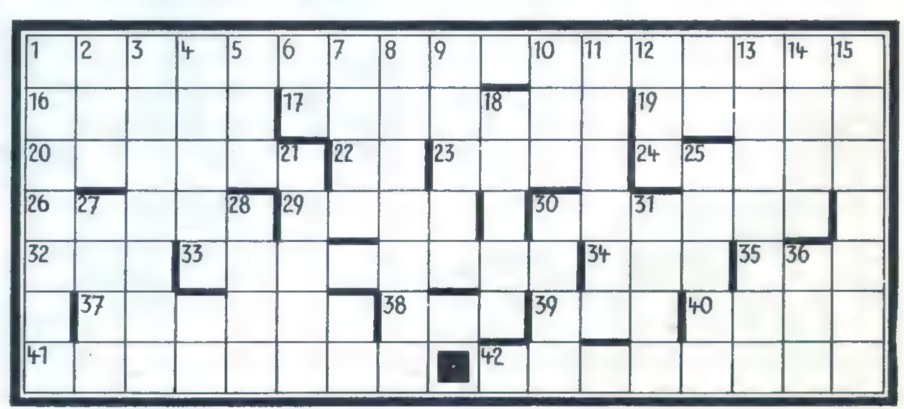
Dr. Forssmann dachte damals, als er diesen Selbstversuch anstellte, noch nicht an Herzchirurgie. Er wollte Medikamente auf diese Weise direkt zum Herzen leiten, wenn bei Narkosezwischenfällen, Vergiftungen oder Herzversagen eine Behandlung des Herzens mit Medikamenten nötig sei. Außerdem dachte er an Untersuchungen der Herztätigkeit und an die Einspritzung von Kontrastmitteln ins Herz, um bestimmte Teile des Herzens und die Herzgefäße auf dem Röntgenschirm sichtbar machen zu können.

Sein Mut und sein Einsetzen für seine Überzeugung brachten ihm damals, im Jahre 1929, alles andere als Anerkennung. Selbst die meisten seiner Fachkollegen hielten sein Vorgehen für sträflichen Leichtsinn und für selbstmörderisch. Ein Kollege, der ihm bei einem ersten Versuch helfen sollte, bekam weiche Knie, als der Katheter in die Schlüsselbeinvene eindrang und einen kleinen Hustenreiz auslöste. Beim zweitenmal mußte Forssmann sich selbst die Ader freilegen, unterbinden und die 65 Zentimeter lange Sonde ohne jede Unterstützung allein zum Herzen führen. Bei der Röntgenuntersuchung hielt ihm die Röntgenschwester den Spiegel, damit er die Lage des Katheters selbst beobachten konnte.

Forssmann ließ sich durch die Ablehnung seiner Kollegen und Vorgesetzten nicht einschüchtern. Er setzte seine Untersuchungen fort und machte an sich selbst Versuche mit der Einspritzung von Jodsalzen als Kontrastmittel ins rechte Herz. Dabei führte er, da seine Armvenen sowohl rechts wie links nicht mehr recht tauglich waren, den Katheter



KREUZWORTRÄTSEL: *Waagerecht: 1. Schriftleitung, 8. südamerikanischer Tee, 9. Pferdegangart, 11. Adriawind, 12. Fremdwortvorsilbe, 14. biblische Männergestalt, 16. Flächenmaß, 17. Teil der Kirche, 18. Fluß in Bayern, 21. persönliches Fürwort, 22. literarisches Werk, 24. Schwung, 26. englische Schulstadt, 27. österreichisch-deutscher Gebirgszug. — Senkrecht: 1. selten, 2. griechischer Buchstabe, 3. französisches Adelsprädikat, 4. Werkspeiseraum, 5. es (englisch), 6. bete (lateinisch), 7. Nebenfluß der Donau, 8. amerikanischer Erfinder (1791—1872), 10. Baustoff, 11. Meeresbucht, 12. Bergweide, 13. Wappenvogel, 15. Schicksal, 19. Meeresvogel, 20. Segelstange, 22. Quadrillefigur, 23. Endpunkt der Erdachse, 25. Nummer (abgekürzt).*



KREUZWORTRÄTSEL: *Waagerecht: 1. Bühnenwerk von Bernhard Shaw, 16. Konzertsaal, 17. künstlerische Morgenveranstaltung, 19. Lehrsatz, 20. Schmarotzerpflanze, 22. französischer Artikel, 23. Planet, 24. Kurort in der Schweiz, 26. Eiland, 29. Wasserpflanze, 30. Hundeseuche, 32. zoologischer Garten, 33. griech. Halbinsel, 34. Stadt in Gelderland, 35. Bergweide, 37. ausgelassenes Treiben, 38. selten vorkommend, 39. Papagei, 40. Farbe, 41. arzneihaltiges Mus, 42. einhöckeriges Kamel. — Senkrecht: 1. Wohnsitz, 2. männl. Vorname, Kurzform, 3. Amtsbereich, 4. Stammeszeichen bei primitiven Völkern, 5. Fluß in Peru, 6. Präposition, 7. Operettenkomponist, 8. Stufengestell, 9. röm. Grenzwall, 10. persisches Längenmaß, 11. Stadt in England, 12. Plastik am Naumburger Dom, 13. katzenartiges Raubtier, 14. Rauchfang, 15. französischer Physiker, 18. Fußpunkt, 21. Vorratsraum, 25. Schimpf, Tadel, 27. kleine Rechnung, 28. Erfrischung, 30. Nebenfluß der Mosel, 31. bibl. Stammvater, 36. Stadt an der Thaya. (ch = 1 Buchstabe, ü = ue.)*

durch eine Beinvene über Bauchvenen und die untere Hohlvene in das Herz. Das Vorgehen erforderte einen ungewöhnlichen Mut. Der tapfere Pionier brachte zwar keine guten Röntgenbilder des Herzinnern zustande, weil die Kontrastmittel völlig unzulänglich waren. Aber sein Verfahren hat heute für die Herzchirurgie geradezu fundamentale Bedeutung erlangt. Deshalb wurde der Nobelpreis 1956 für Medizin und Physiologie an Dr. Forssmann für seine vorkämpferische und schöpferische Idee verliehen.

Dr. Forssmann ist kein Herzchirurg geworden, aber dem Katheter ist er treu geblieben. Er praktiziert heute als sehr angesehener Facharzt für Urologie in Bad Kreuznach.

In der nächsten REVUE:

Dr. A. W. SCHMIDT, Hamburg

Ein Jurist greift einen Fall aus der Fülle der Prozesse auf, die täglich anstehen. Hinter jedem „Fall" steht das Leben das echte Schicksal eines Menschen.

In der übernächsten REVUE:

Dr. Bernh. GRZIMEK, Frankfurt

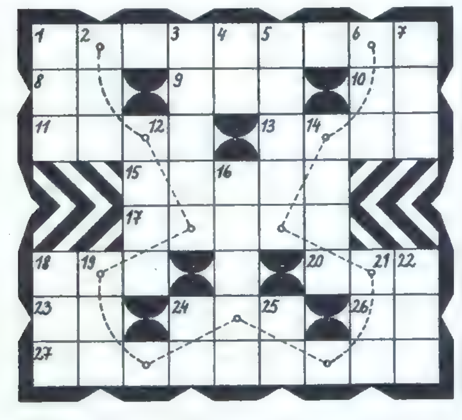
Jeder Bericht des Frankfurter Zoodirektors vermittelt neue Eindrücke, Erfahrungen und Erkenntnisse. Immer spricht er als Forscher und Tierfreund.

In der darauffolgenden REVUE:

Dr. E. H. G. LUTZ, Berlin

Der medizinische Mitarbeiter führt die Leser der REVUE in die ärztliche Praxis, an das Krankenbett, in ärztliche Laboratorien und Operationssäle.

KREUZWORTRÄTSEL *(ch = 1 Buchstabe): Waagerecht: 1. Absender, 8. französischer Artikel, 9. in römischen Ziffern „drei", 10. Geliebte des Zeus, 11. europäische Hauptstadt, 13. Zahlungsmittel, 15. Prophet, 17. vollgefüllt, 18. Abschiedsgruß, 20. Bergzug in Braunschweig, 23. chemisches Zeichen für Radium, 24. Fremdwortvorsilbe, 26. Zwielaut, 27. Klettervogel. — Senkrecht: 1. Beklemmungszustand, 2. bestimmter Artikel, Schweizer Alpenberg, 4. ja (italienisch), 5. stenographische Kürzung, 6. afrikanischer Strom, 7. Lebensende, 12. Laubbaum, 14. Laubbaum, 16. Kurzform für Johannes, 18. böse, 19. deutsche Vorsilbe, 21. Nebenfluß der Donau, 22. Tapferkeit, 24. Flußlandschaft, 25. Associated Press (abgekürzt). — Bei richtiger Lösung nennen die Buchstaben entlang der Strichlinie von 2 bis 6 eine international wichtige Meerenge.*



Auflösungen aus der letzten Nummer der REVUE

Kreuzworträtsel: *Waagerecht: 1. Utah, 4. Omar, 7. Breda, 9. Sog, 11. Rum, 13. Paladin, 16. Nabe, 17. Enns, 18. Blei, 19. real. — Senkrecht: 1. uns, 2. Abgabe, 3. Hr, 4. Od, 5. Marine, 6. Rom, 8. Eta, 10. Opal, 12. Unna, 14. Lei, 15. der, 16. nb. — Nostradamus.*

Kreuzworträtsel: *Waagerecht: 1. Die vier Grobiane, 14. Radiant, 16. Oratorium, 19. Rest, 20. Oase, 21. Tatra, 23. Ter, 24. Element, 27. Egel, 28. Anger, 29. Sir, 31. Ornat, 32. Oran, 34. Neuss, 36. Niobe, 37. Etrurien, 38. Not, 39. Garnele, 40. Nikotin. — Senkrecht: 1. Darling, 2. Idee, 3. Eis, 4. Vater, 5. Eta, 6. Rosette, 7. Gregor, 8. Rate, 9. Botanik, 10. irr, 11. Ai, 12. Nut, 13. Emerson, 14. Riesa, 15. Nonne, 17. Talar, 18. Frist, 22. Agent, 25. Moor, 26. Tael, 30. Ria, 33. Run, 34. Neo, 35. Uni.*

Kreuzworträtsel: *Waagerecht: 1. Alfons, 5. Rom, 7. Spitze, 10. Bache, 11. Untat, 12. Ren, 14. Nes, 16. Abo, 18. Igel, 20. Sued, 21. Oer, 23. Tee, 25. Lie, 26. Draht, 27. Trema, 28. Choral, 29. Ehe, 30. Tandem. — Senkrecht: 3. Nab, 4. Schakal, 5. Renette, 6. Muskete, 7. Sterlet, 8 Pan, 12. Rio, 13. Ner, 15. Ene, 16. Aul, 17. Ode, 22. Ara, 24. Oma. — „Lügen haben kurze Beine."*

Romantisch und schick muß nach Monikas Ansicht eine Frau aussehen können, wenn sie Erfolg haben will. Der schmiegsam-elegante Pelerinenmantel aus Tweed und der Hut von Givenchy kommen unter der alten Gaslaterne besonders gut zur Geltung. „In Paris ist das Leben teuer, und da kann die Frau ruhig mitverdienen, indem sie Modefotos von sich machen läßt“, beteuerte Monika, die gebürtige Münchnerin, dem REVUE-Reporter. „Aber ich muß wieder nach Hause, Mann und Kind warten auf mich.“

Eine Deutsche bezaubert Paris

Wenn die alten Straßenlaternen am Montmartre gegen Abend aufglimmen, entfaltet dieser romantische Stadtteil von Paris seinen ganzen Zauber. Niemand weiß das besser als Monika Lefevre, das beliebteste Fotomodell der Modekönige der Seinestadt. Die Millionen Zeitungsleser und Filmbesucher, die Monika täglich in den Zeitungen und Werbefilmen sehen, wissen nicht, daß diese graziöse Pariserin eine Deutsche ist. Ihre Wiege stand an der Isar, ihr Vater ist Direktor einer großen Lebensmittelkonservenfabrik in Karlsruhe. Die Karriere dieser aparten jungen Dame ist nicht vom Zufall, sondern vom Fleiß bestimmt: Sie machte in Deutschland das Dolmetscherdiplom für Französisch, Englisch, Spanisch und Italienisch. Als Sekretärin des Sohns von Botschafter François-Poncet ging sie nach Paris, lernte dort ihren jetzigen Mann kennen und kam mit Modefotografen in Verbindung. Jetzt reißen sich die Modekönige um Monika mit dem Engelsblick.



Unschuldsvoll, doch elegant präsentiert hier Monika am abendlichen Montmartre einen Mantel für festliche Abende. Von Aufnahmen im Atelier mit allen Tricks der Beleuchtung hält sie nicht viel. Sie weiß sehr genau, wie man Eindruck macht.

Fotos: Frank Horvat



Frühzug nach Babylon

Fortsetzung von Seite 14

dem Richter entgegen: „Herr Vorsitzender, die Etikette des Wein- und Spirituosengeschäftes, in dem der Angeklagte William Lehde diesen Whisky kaufte, ist hier auf der Flasche. John Hanrahan und Söhne, First Avenue, New York City." Er entnahm seiner Aktentasche ein Dokument. „Ich habe hier die eidesstattliche Erklärung des Eigentümers. Er steht, wenn gewünscht, als Zeuge zur Verfügung. Herr Lehde war ein Kunde des Geschäftes. Dieser Erklärung nach kaufte der Angeklagte diese Flasche Whisky am frühen Abend des 16. Oktober, und in derselben Nacht, Herr Vorsitzender, wurde der Kassier Eli Spindell ermordet und das Geld für die Löhne gestohlen."

Der Staatsanwalt gab das Dokument dem Gerichtsschreiber, dieser wieder reichte es dem Richter, der seine Brille aufsetzte und das Schriftstück genau studierte. Und der Staatsanwalt fuhr fort:

„Das Weingeschäft ist fast unmittelbar gegenüber dem Gebäude der Atlantik Transport Gesellschaft. Es ist daher wohl anzunehmen, daß der Angeklagte die Flasche direkt ins Büro trug und dort die Hälfte ihres Inhaltes zu sich nahm. Und obwohl der Angeklagte soeben aussagte, er habe nur ein kleines Glas davon getrunken, ist das ganz offensichtlich eine Lüge. Und ich unterstelle, daß der Angeklagte William Lehde an jenem Abend völlig alkoholisiert oder betrunken war."

Im Gerichtssaal regte es sich, ein Summen und Flüstern ging um, und Martha sah, daß der Angeklagte fahl geworden war und hilfesuchend seine Frau anblickte. Aber von ihr kam keine Hilfe. Dann warnte ihn der Richter vor den Straffolgen einer falschen Aussage eines Meineids, und der Angeklagte brach zusammen und sagte: „Schön, schön, ich war betrunken, aber was hat das damit zu tun?"

Der Statsanwalt erwiderte: „Wir werden schon sehen", und fuhr fort: „Nun, Herr Lehde, wir haben bereits die Tatsache festgestellt, daß Eli Spindell um 25 Minuten vor zehn am Abend des 16. Oktober erstochen wurde."

„Jawohl."

„Um welche Zeit verließen Sie das Büro?"

„Ungefähr um zehn. Vielleicht fünf Minuten nach zehn."

„Sind Sie sicher?"

„Ich glaube, es war ungefähr um diese Zeit."

„Aber Sie können es nicht genau angeben?"

„Ich sage Ihnen ja, es war ungefähr um zehn oder fünf nach."

„Aber Sie können's nicht genau angeben?"

„Nein."

„Vielleicht war es nicht so einfach, das festzustellen, in dem Zustand, in dem Sie sich befanden?"

„Schauen Sie, ich sage Ihnen . . ."

„Sahen Sie Herrn Spindell bei der Arbeit, als Sie fortgingen?"

„Nein."

„Sie sahen ihn nicht?"

„Nein. Ich sah nur das Licht in seinem Büro."

„Sie öffneten nicht die Türe und sprachen auch nicht mit ihm?"

„Nein."

„Sind Sie sicher."

„Ich sagte Ihnen schon, nein."

„Wie können Sie so sicher sein, Herr Lehde? Besonders, nachdem Sie eine halbe Flasche Whisky ausgetrunken hatten . . ."

Da sprang der Angeklagte auf und schrie: „Was wollen Sie mit mir? Was wollen Sie mit mir?"

Und der Richter schlug scharf mit seinem Hammer auf den Tisch und wies Lehde an, sich hinzusetzen und die Fragen zu beantworten. Lehde setzte sich, aber jetzt war er außer Fassung und bebte vor Entsetzen.

Der Staatsanwalt fuhr fort: „Wohin begaben Sie sich, nachdem Sie das Büro verlassen hatten?"

„Ich ging in eine oder zwei Bars."

„Erinnern Sie sich, in welche — die Namen?"

„Ich weiß nicht. Auf der First Avenue oder der Second Avenue, ich weiß nicht."

„Mit anderen Worten, Sie können uns nicht genau sagen, wo Sie nach der Ermordung Eli Spindells waren?"

„Ich sagte Ihnen schon, nein!"

Dann ging der Staatsanwalt zum Tisch und nahm ein anderes Paket, das in Papier eingeschlagen war, aber dieses war dünn und schmal. Er nahm das Papier ab, zum Vorschein kam ein Papiermesser, mit einer dünnen scharfen Klinge, wie ein Stilett. Am Griff war ein Zettel befestigt. Der Staatsanwalt kam auf Lehde zu und sagte: „Herr Lehde, dies ist das Mordinstrument. Es steckte im Herzen Herrn Spindells. Erkennen Sie es?"

Der Angeklagte starrte es schweigend an, und der Staatsanwalt wiederholte: „Erkennen Sie es?"

Immer noch konnte Lehde nicht reden, er konnte nur das Papiermesser anschauen, und der Staatsanwalt fragte noch einmal: „Erkennen Sie es?"

Und endlich erhob sich Lehde mit furchtverzerrtem Gesicht und, am ganzen Leibe zitternd, sagte er leise: „Es ist meins."

„Aha", sagte der Staatsanwalt. „Jawohl, es ist Ihres. Ihre Fingerabdrücke waren darauf. Sie waren betrunken und Sie brauchten Geld und Sie wußten, daß Eli Spindell das Geld für die Löhne zählte. Und Sie sahen eine Gelegenheit, töteten ihn, nahmen das Geld, steckten es in eine Tasche, liefen aus dem Hinterausgang fort und am Fluß entlang . . ."

„Eine Lüge!" schrie Lehde. „Es ist eine Lüge . . ."

Dann war der ganze Gerichtssaal in Aufruhr, und der Richter schlug mit dem Hammer auf den Tisch, bis endlich die Ruhe wiederhergestellt war, und Lehde von der Zeugenbank abgeführt wurde.

Jetzt rief der Gerichtsschreiber den Namen „George Radcliffe". Und Martha, die eng neben George saß, fühlte, wie er beim Aufstehen ein wenig zitterte. Er nahm Platz auf der Zeugenbank und legte seine Hand auf die Bibel, und der Mann leierte rasch die Formel herunter. George sah blaß und hager und angespannt aus, seine Knöchel waren weiß, als er sich an die Armlehne klammerte.

Der Staatsanwalt fragte ihn nach seinem Namen und seiner Stellung in der Firma — die gewöhnlichen einleitenden Fragen. Jetzt aber war der Staatsanwalt freundlich und rücksichtsvoll und lächelte George zu, denn er war ein Belastungszeuge. Mit seinem Benehmen und seiner Stimme forderte er die Geschworenen auf, zu glauben, daß sie hier einen ganz anderen Menschen vor sich hätten, einen Apostel der Wahrheit, einen aufrichti-



Vorbereitung zum Kaffeestündchen

gen, ehrlichen und verläßlichen Mann, einen höheren Angestellten mit gesunder Urteilskraft, einen soliden Bürger.

„Wie kam es, daß Sie an jenem Abend im Büro waren, Herr Radcliffe?"

„Wir waren mit einer Umänderung der Verkehrslinien und Fahrpläne beschäftigt. Die Vorschläge stammten von mir, und so war ich dafür verantwortlich. Ich arbeitete an den Plänen für diese Änderungen. Sie sollten am nächsten Morgen unseren Direktoren vorgelegt werden."

„Ich verstehe. Wußten Sie, daß Herr Lehde im unteren Stockwerk arbeitete?"

„Nein. Meine Vorhänge waren geschlossen. Ich hörte ihn nicht hereinkommen."

„Glauben Sie, er wußte, daß Sie da waren?"

„Nein. Ich bezweifle es. Mein Büro ist nicht nur im oberen Stockwerk, sondern auch weiter rückwärts."

„Über dem Flußufer, nicht wahr?"

„Jawohl."

Der Staatsanwalt rieb sich die Hände und lächelte. „Erzählen Sie uns mit Ihren eigenen Worten, was sich ereignete, Herr Radcliffe!"

Dann begann George zu sprechen, mit monotoner Stimme und gesenktem Blick. Er sprach so leise, daß man ihn kaum zu hören vermochte, und Martha dachte: Warum spricht er nicht lauter, warum blickt er nicht auf? Und sie sah Lehde gerade aufgerichtet dasitzen und George wie gebannt ohne Unterlaß anstarren.

„Ich hatte meine Arbeit beendet, alles war in Ordnung, und ich war im Begriff, nach Hause zu gehen. Ich nahm Hut und Mantel und ging zum Telefon, um meine Frau anzurufen und ihr zu sagen, mit welchem Zug ich kommen würde, so daß sie mich am Bahnhof abholen könnte."

„Ja?"

„Ich hatte gerade den Hörer abgehoben, als ich aus dem unteren Stockwerk einen Schrei hörte. Meine Bürotüre auf den Gang stand offen, und ich hörte den Schrei ganz deutlich, eigentlich mehr ein Aufkreischen. Auf jeden Fall, es war Spindell, und er schrie einen Namen."

„Welchen Namen, Herr Radcliffe?"

Da zögerte George, und es schien einen Augenblick, als könne er nicht weiterreden oder fürchtete, es zu tun. Martha sah die nervösen Gesten seiner Hände, ja, sogar die Schweißperlen auf seiner Stirn. Und der Staatsanwalt fragte wiederum, mit sanfter Stimme: „Welchen Namen?"

Dann sagte George, beinahe flüsternd: „Lehde."

„Sind Sie dessen sicher, Herr Radcliffe?"

„Jawohl. Der Name war Lehde."

„Was geschah dann?"

„Ich stand da, wie gelähmt. Ich konnte mir nicht vorstellen, was geschehen war. Dann hörte ich jemand den kurzen Gang nach hinten hinunterlaufen und die Hintertür schließen."

„Und dann?"

„Dann lief ich zu meinem eigenen Fenster und schaute hinunter. Ich sah einen Mann das Flußufer entlanglaufen. Er trug eine Tasche."

„Eine Tasche?"

„Jawohl. Eine kleine schwarze Tasche."

„Erkannten Sie diesen Mann?"

George zögerte einen Augenblick, im Gerichtssaal war es ganz still, kein Atemzug war zu hören, nicht die leiseste Bewegung. Und schließlich sagte er, murmelnd, denn sein Kopf war noch immer gesenkt:

„Jawohl. Ich glaube, ich habe ihn erkannt."

„Wer war der Mann?"

„William Lehde."

Jetzt war es, als hätte man eine Flasche entkorkt, und die Gase zischten heraus. Ein gewaltiger Seufzer entfuhr der versammelten Menge, beinahe, als hätte jeder einzelne seinen Atem gleichzeitig freigesetzt. Lehde erstarrte; seine Augen waren zwei schwarze Löcher in einem farblosen Gesicht, und er saß da, reglos und steif, wie ein Toter. Und Mildred preßte ihr Kind an sich, als wolle sie ihm den Atem abdrücken, und sah sich um mit wilden, gehetzten Augen. Und George saß auf der Zeugenbank, schlaff wie eine welkende Pflanze. Martha spürte seine Qual und litt mit ihm. Ihr Herz war voll Mitleid, und sie dachte: Warum mußte es gerade George sein? Warum nicht ein anderer? Denn es ist etwas Furchtbares, ein Wort aussprechen zu müssen, das

einen anderen Menschen in den Tod schicken kann.

Dann fragte der Staatsanwalt wieder: „Sind Sie sicher, Herr Radcliffe, daß der Mann, den Sie sahen, William Lehde war?"

Und George antwortete: „Ich bin ganz sicher."

„Danke sehr, Herr Radcliffe. Das ist alles."

Danach kehrte George zurück und setzte sich wieder neben Martha. Der Staatsanwalt rief einen anderen Zeugen, diesmal einen Polizeibeamten, Francis J. Haley. Er war dicklich, sein Bauch zu eng umschlossen vom blauen Rock. Sein Gesicht war gerötet, mit einer fleckigen Nase. Er keuchte ein wenig, als er sich auf die Zeugenbank niederließ. Er wurde vereidigt, gab seinen Namen und sein Revier, seine Dienststunden und Ähnliches an. Dann fragte der Staatsanwalt:

„Wollen Sie die Geschichte mit Ihren eigenen Worten erzählen, Wachtmeister Haley?"

„Also, das war so: Ich war auf meinem Rundgang, da sah ich plötzlich einen Mann aus dem Gebäude der Atlantik Transport Gesellschaft herauslaufen. Es war dunkel, aber ich sah, daß er eine schwarze Tasche trug und am Ufer entlanglief. Sobald er mich bemerkte, lief er schneller, und ich verfolgte ihn, mit der Absicht, eine Nachforschung anzustellen."

„Ja? Und was dann?"

„Dann rief ich ‚Halt!', aber er lief einfach weiter. Dann feuerte ich ihm mit meinem Dienstrevolver nach. Aber es war ziemlich finster, und wir liefen beide, verstehen Sie, und so habe ich ihn verfehlt. Schließlich ist er mir am Fluß entwischt und war verschwunden. Dann ging ich zum Gebäude zurück und fand dort Herrn Radcliffe mit der Leiche, und er hatte die Polizei angerufen. Dann schrieb ich meinen Bericht, und ..."

„Einen Augenblick, Herr Wachtmeister."

„Ja."

„Sie sagten, Sie sahen diesen Mann. Sein Gesicht, meine ich?"

„Na ja. Ich hab's so einen Moment gesehen."

Da zeigte der Staatsanwalt auf Lehde und fragte: „War d a s der Mann, den Sie sahen?"

Der Polizeibeamte blickte Lehde scharf an. Dann sagte er: „Er hätte es sein können."

„Könnten Sie es mit Bestimmtheit sagen?"

„Nein, das kann ich nicht. Als ich ihn sah, da liefen wir am Flußufer entlang, und es war finster."

„Dann können Sie diesen Mann nicht mit Bestimmtheit identifizieren?"

„Nein."

„Würden Sie sagen, er habe ungefähr dieselbe Größe?"

Der Beamte sah Lehde wiederum scharf an und nickte: „Ja, so ungefähr."

„Denselben Körperbau?"

„Ja, so ungefähr. Jawohl."

„Also, auf Grund Ihrer Feststellungen hätte es der Mann sein können, den George Radcliffe identifizierte. Es hätte William Lehde sein können."

Für einen Augenblick glitt Martha Radcliffe in die Gegenwart zurück. Die Seite unter dem grünen Glas war zu Ende. Sie drehte an der Kurbel, und die nächste Seite schlüpfte hinein ...

Der Verteidiger erhob sich und rief: „Einspruch!", und dem Einspruch wurde stattgegeben. Und kurz darauf begann der Verteidiger seine Fragen zu stellen und rief George auf die Zeugenbank zurück. Das war das Kreuzverhör, und ein angenehmer Schauer überlief die Menge. Darauf hatten sie sich gefreut, dies war das Dessert nach dem Hauptgericht. George war der Kronzeuge, und seine Aussage war die gefährlichste.

Der Verteidiger begann: „Herr Radcliffe, Sie sagten, der Mann, den Sie sahen, sei William Lehde gewesen."

„Jawohl."

„Sind Sie sicher?"

„Jawohl."

„Sie sagten, Sie sahen ihn aus dem Gebäude laufen."

„Stimmt."

„Ihr Büro liegt im dritten Stock?"

„Stimmt."

„Dann blickten Sie also drei Stockwerke hinunter, als Sie angeblich den Angeklagten sahen."

„Jawohl."

„Und in diesem spitzen Winkel konn-

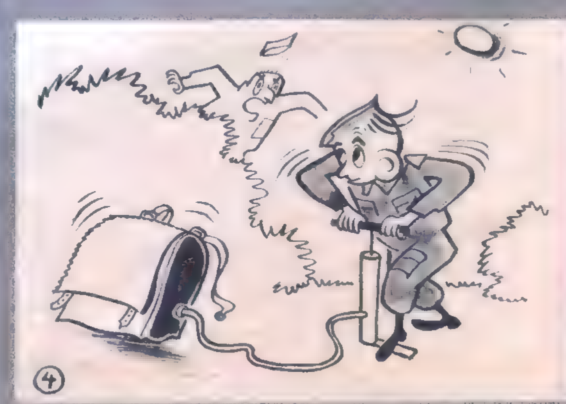
Schütze STRAUSS:











Zeichnungen: Peter Großkreuz

ten Sie, Ihrer Behauptung nach, den Mann identifizieren?"

„Jawohl."

Der Verteidiger wandte sich zu den Geschworenen, zuckte die Achseln und sagte damit wortlos: Wie ist so was möglich? Dann drehte er sich wieder George zu: „Nun, Herr Radcliffe."

„Ja?"

„Erinnern Sie sich, ob jene Nacht, die Nacht des 16. Oktober, eine dunkle oder eine Mondnacht war?"

George zögerte, und wieder herrschte im Gerichtssaal jenes bedeutungsschwere Schweigen, und alle lehnten sich vorwärts, um besser zu hören. Die Miene des Verteidigers war mild, sogar wohlwollend, aber sie ahnten irgendeine Falle.

„Ich ersuche Sie, Ihr Gedächtnis zu erforschen, Herr Radcliffe. Und seien Sie sehr vorsichtig mit Ihrer Aussage."

George überlegte einen Augenblick, dann sagte er: „Es war eine dunkle Nacht."

„Aha", sagte der Verteidiger, „es war eine dunkle Nacht. Das stimmt zufällig. Und Sie wollen uns glauben machen, Herr Radcliffe, daß Sie aus diesem spitzen Winkel von der Höhe eines dritten Stockwerkes in einer dunklen Nacht diesen laufenden Mann als den Angeklagten William Lehde identifizieren konnten?"

„Jawohl", sagte Georg, „er war der Mann, den ich sah. Ich bin ganz sicher."

„Aha, Sie sind sicher. Sie sind ganz sicher."

„Es muß Lehde gewesen sein. Ich sagte Ihnen, ich hörte Spindell seinen Namen schreien . . .!"

„Seien Sie vorsichtig, Herr Radcliffe. Was Sie sagen, kann für das Schicksal eines unschuldigen Mannes entscheidend sein. Sie gaben soeben an, daß es dunkel war. Und dabei sitzen Sie da und wollen uns glauben machen, Sie erkannten . . ."

„Ich habe ihn erkannt", sagte George, „ich sah ihn im Licht . . ."

„Licht?" Der Verteidiger starrte ihn an. „Was für ein Licht?"

„Über dem Hintereingang zum Gebäude ist eine elektrische Lampe. Ich bin ganz sicher, ich sah Lehde im Licht dieser Lampe."

Der andere war bestürzt. Er hatte nichts von einem Licht gewußt. Die Falle war aufgesprungen, die Beute entkommen. Er versuchte noch, George zu erschüttern mit Fragen, wie „Sind Sie sicher?" und „Wie stark war das Licht?" und „Können Sie es wirklich mit Bestimmtheit sagen?". Aber allen solchen Angriffen hielt George stand und wiederholte immer nur: „Ich sah ihn. Ich bin sicher, es war Lehde."

Da sprang Mildred Lehde plötzlich auf und schrie: „Er lügt, er lügt. Mein Mann war nicht einmal dort."

Im Gerichtssaal brach wilder Lärm los, und Mildred Lehde schrie immer weiter, so laut sie konnte. Der Richter schlug auf den Tisch und sagte: „Führen Sie diese Frau hinaus." Ein Gerichtsdiener kam und faßte sie am Arm, aber sie schüttelte ihn ab, und, mit dem Kind in einem Arm, wies sie mit dem anderen auf George und brüllte:

„Sie waren allein mit Spindell. Vielleicht waren Sie's! Vielleicht haben Sie ihn umgebracht!"

Dann kam ein zweiter Gerichtsdiener, und sie kämpfte auch mit ihm, aber schließlich gelang es den beiden, sie mit ihrem Baby hinauszuschaffen. Der Richter hämmerte fortwährend auf den Tisch und drohte, den Saal räumen zu lassen, und endlich war das Getöse vorüber. Dann warnte der Richter die Geschworenen davor, sich von dem Ausbruch dieser hysterischen Frau bewegen zu lassen; so etwas dürfe sie nicht bei der Erwägung ihres Wahrspruches beeinflussen.

Danach wurde George seiner Zeugenpflicht entbunden, und er setzte sich wieder neben Martha.

Sie spürte, wie er zitterte, und sie dachte: George, George, du darfst dich nicht von ihr foltern lassen; die Frau war wahnsinnig vor Furcht, und wußte nicht, was sie sagte.

Dann wurde Jeremias Clay aufgerufen.

★

Der Gerichtssaal verschwamm plötzlich in einem grünlichen Nebel. Erst verschwanden die Gesichter und danach das

ganze Bild; dann war nur noch die Druckseite unter dem grünen Glas, und Martha Radcliffe war wieder im Zimmer 316 der Bibliothek in der 42. Straße.

Das Bild war verschwunden, weil der weitere Verlauf des Prozesses für Martha nur noch eine blasse Erinnerung war. Aber ihr Finger war auf einem gedruckten Namen geheftet, dem Namen Jeremias Clay. Endlich las sie:

„Jeremias Clay, Nachtportier im Gebäude der Atlantik Transport Gesellschaft, wurde als nächster Zeuge aufgerufen. Er erklärte, am Mordabend nicht am Tatort gewesen zu sein, denn er habe in dieser Nacht frei gehabt. Der Staatsanwalt fragte ihn sodann, ob seiner Meinung nach ein Fremder in das Gebäude eingedrungen sein könnte, um Spindell zu ermorden. Herr Clay erwiderte, seiner Meinung nach sei dies unwahrscheinlich, denn sowohl die vordere wie die hintere Eingangstür seien mit Schlössern versehen, die von außen nur mit einem Schlüssel geöffnet werden können."

Martha drehte das Licht aus, und der Schirm wurde schwarz. Sie nahm den Mikrofilm heraus, rollte ihn sorgfältig zusammen und steckte ihn wieder in seine kleine Büchse. Sie tat es ganz automatisch, denn sie hatte wieder ein anderes Bild vor Augen, ein Bild, das auf der eben gelesenen Seite nicht zu finden war. Doch jetzt wurde es nur zu erschreckend deutlich. Das war der Zwischenfall, den George erwähnt hatte, das Zusammentreffen mit Jeremias Clay.

Es war wenige Minuten, nachdem William Lehde zu lebenslänglichem Zuchthaus verurteilt worden war. George und sie selbst hatten sich erhoben und waren in den Korridor des Gerichtsgebäudes hinausgegangen. Überall waren aufgeregte Menschen um sie, und die Reporter rasten vorbei zu den Telefonzellen. Einer von ihnen sagte: „Das Baby war's, das Baby hat ihm das Leben gerettet. Wenn Mildred Lehde das Baby nicht mitgebracht hätte, dann wär's der elektrische Stuhl gewesen."

Dann war plötzlich dieser Mann, Jeremias Clay, neben George erschienen und hatte ihn am Arm gezupft und hatte gesagt: „Ich möchte privat mit Ihnen reden, Herr Radcliffe." George hatte geantwortet: „Ich habe keine Zeit, Clay." Aber der Portier sagte eindringlich: „Es wär' besser jetzt. Es ist wichtig, und ich kann nicht warten."

Sie sah den Mann vor sich, den völlig kahlen Eierkopf, übersät mit Schweißtropfen. Die hellblauen Augen, rund und aufgequollen hinter den dicken, stahlgefaßten Brillengläsern, die Nase etwas zu lang und etwas zu spitz. Sie sah die dünnen Lippen und die Riesenohren, die ihm das Aussehen eines Nagetieres gaben. Er war ein kleiner Mann und an die Sechzig, die Schultern gekrümmt vom vielen Lastentragen. Sogar jetzt sah er aus, als hätte er einen Abfalleimer oder ein Faß auf dem Rücken.

Er hatte George in eine Ecke geführt, wo sie ungestört waren. Martha konnte die beiden sprechen sehen, ohne Worte zu hören. Sie redeten einen Augenblick, und dann sah sie, daß Georges Gesicht sich vor Zorn rötete, und sie erinnerte sich jetzt mit wachsendem Entsetzen, daß sie seine Miene, wenn es ein anderer Mann gewesen wäre, als mörderisch bezeichnet hätte.

Sie sah, wie George böse den Kopf schüttelte. Nein, nein. Der Mann sprach weiter auf ihn ein, beharrlich und eindringlich. Und wieder sagte George nein. Dann wollte George gehen, aber Clay packte ihn am Arm, wie um ihn zurückzuhalten. George riß seine Hand weg und kehrte zu Martha zurück, und sie konnte sehen, er war tieferschüttert, und sie fragte ihn: „Was ist denn, George? Was hat er gewollt?" Und er antwortete: „Nichts Besonderes." Sie fragte ihn noch einmal, und diesmal erwiderte er scharf: „Ich sagte dir schon, nichts. Denk nicht mehr daran."

Danach waren sie den Korridor hinuntergegangen zur Türe, aber Martha warf noch einen Blick zurück und sah, wie der Mann Clay sie mit einem leisen, bösartigen Lächeln beobachtete.

Irgendwie war dies im Laufe der Jahre

ihrem Gedächtnis entflogen, aber jetzt war ihr alles wieder nur zu deutlich. Und sie erschauerte, als sie an den Brief dachte und den Satz in der Handschrift von Jeremias Clay: „Sie sind mich losgeworden, aber noch einmal werden Sie mich nicht los."

Sie ging an dem Beamten vorbei und trat hinaus ins Freie; das Wetter hatte umgeschlagen. Die Sonne war verschwunden, und der Himmel hing voll grauer Wolken. Es begann zu regnen.

Martha ging die nasse Treppe hinunter. Der Regen schlug ihr ins Gesicht und durchnäßte ihr Kostüm, aber es war ihr gleichgültig. Sie überquerte die Avenue von Westen nach Osten gegen die Lichter. Die Hupen schrillten, jemand brüllte sie aus einem Wagen an, aber für all das war sie taub. Sie hörte nur sich selbst, ihre eigenen Worte: Jetzt muß ich es wissen. Ich muß es genau wissen. Wo hat George das Geld herbekommen?

Dann blieb sie an der Ecke vor einem Zigarrenladen stehen. Drinnen waren Telefone, und Martha wußte, es gab einen Weg, die Antwort zu erhalten. Es bedeutete nur einen einfachen Anruf, und am Ende des Abends würde sie es wissen. Sie stand da im Regen, starrte durch das Fenster auf die Telefone und rang mit sich selber: du kannst nicht anrufen, Martha, du darfst nicht anrufen.

Du mußt zu deinem Wagen gehen und einsteigen und nach Hause fahren. Wenn du deinen Mann liebst, wenn du ihm vertraust, wenn du ihm glaubst, dann mußt du so handeln, so und nicht anders. Du kannst noch immer zurück, und du kannst noch das alles von dir weisen und die Augen abwenden. Wenn du jetzt diesen Anruf machst, bist du verloren und alles ist verloren. Einmal auf diesem Weg — und es gibt kein Zurück. Und wer weiß, was du an seinem Ausgang finden wirst.

Aber sie dachte auch: wenn du nicht anrufst, was dann? Du wirst es niemals wirklich wissen. Wenn du glaubst, du kannst dich abwenden, das Ganze ignorieren, vergessen, dann irrst du dich.

Der Regen prasselte jetzt herunter, und sie stand noch immer unentschlossen da und konnte sich nicht entscheiden, ob sie anrufen solle oder nicht. Da legte ihr plötzlich jemand die Hand auf den Arm. Sie wandte sich um und sah einen Polizisten mit einer Regenhaube; das Wasser floß ihm über die Wangen.

„Ist Ihnen was, gnädige Frau?"

Sie konnte erst nicht antworten, und er wiederholte: „Ist Ihnen was?"

Dann sagte sie: „Nein, nein, es ist nichts." Und wieder sah er sie an. Er dachte wohl, sie sei ein wenig verrückt oder vielleicht betrunken, so auf der Straße ohne Hut und Mantel herumzustehen. Dann wies er auf den Laden:

„Gehen Sie lieber da hinein." Der Verkäufer und ein Mann, der Zigaretten kaufte, starrten sie an, wie sie völlig durchnäßt vorbeiging. Aber sie sah nur die Telefonzellen. Noch einmal dachte Martha, während ihr das Entsetzen die Kehle zuschnürte, du kannst das nicht.

Dann war sie in der Zelle und hatte die Münzen eingeworfen, 45 Cents für den Anruf nach Norwalk, Connecticut, an Susan Wheeler, deren Mann Georges Börsenmakler war. Sie hörte die Stimme Susans:

„Ja, Martha, wie nett!"

Martha sagte: „Susan, bist du heute abend zu Hause?"

„Aber natürlich, Liebling. Wir werden uns freuen, dich zu sehen. Komm zum Abendessen."

„Abendessen. Aber ich . . ."

„Kein aber, Liebling. Es muß schrecklich einsam sein in deinem großen Haus, wenn George in Cleveland ist. Ich weiß, Annette ist da, aber die ist doch verliebt. Das kann für dich nicht sehr lustig sein. Ist dir sieben Uhr recht?"

„Schön, Susan. Sieben Uhr."

Marthas Atem setzte einen Augenblick aus. „Wird Frank da sein?"

„Frank? Der wird schon da sein. Er ist ein bißchen nervös, die Börse ist in der letzten Zeit wacklig gewesen — und darum zu viele Martinis. Aber wir zwei haben massenhaft zu reden, und wenn

er einschläft, um so besser. Ist dir's recht?"

„Schön."

„Ausgezeichnet", sagte Susan, „also um sieben Uhr."

Es knackte, und dann kein Laut mehr. Martha legte den Hörer auf und ging aus dem Laden, hinein in den Regen, und dachte, es ist getan, es ist getan — und es gibt kein Zurück.

★

Sie fuhr nach Hause, zahlte die Autobahngebühren, wann immer sie verlangt wurden, ließ die Münzen in ausgestreckte Hände fallen und dann weiter, mühsam durch die regenüberströmte Windscheibe ausspähend. Sie setzte den Fuß zur richtigen Zeit aufs Gaspedal und dann wieder auf die Bremse, aber ihr Körper war ihr völlig fremd geworden. Sie wußte später nicht mehr, wie sie nach Hause gekommen war.

Sie litt an einer tiefen Depression, und die Außenwelt existierte nicht mehr, nur ein Wirrsal war da von Straßen und Regen und vorbeifahrenden Wagen. In solchen Augenblicken wissen die Sinne nichts mehr von der äußeren Welt. Dort leben andere Menschen, aber man gehört nicht mehr dazu, denn man wohnt selber auf einer dunklen geheimen Insel des Schmerzes. Es regnete den ganzen Tag, ein trauriger Gruß, aber das paßte zu ihrer Stimmung. Sie lag auf dem Divan, unfähig und unwillig zu handeln, und starrte matt ins Zimmer.

Sie sah jeden Gegenstand im Zimmer und sah doch nichts. Hilda kam herein, schaute sie an und fragte, ob sie krank sei. „Ich bin ganz wohl, Hilda. Es ist nichts."

Hilda fragte: „Kann ich Ihnen etwas bringen?" Und Martha antwortete: „Nein, nein", und wünschte, die Frau würde weggehen, denn sie konnte niemand bei sich ertragen. Dann sagte ihr Hilda, die Waschmaschine sei kaputt, und Martha antwortete scharf: „Belästigen Sie mich nicht damit, Hilda. Rufen Sie die Leute an, sie sollen's reparieren."

Dann machte sie sich Vorwürfe, denn sie merkte, sie hatte Hilda weh getan mit ihrer brüsken Art. Sie entschuldigte sich sofort reumütig: „Seien Sie mir nicht böse, Hilda. Es geht mir wohl doch nicht so gut." Doch Hilda wandte sich ab und kehrte wortlos in die Küche zurück, und Martha fragte sich unglücklich, warum war ich so gereizt und unfreundlich mit ihr?

Am Spätnachmittag läutete das Telefon und Martha antwortete. Eine Stimme sagte: „Hier ist Western Union."

„Ja?"

„Frau Radcliffe?"

„Ja."

„Wir haben ein Kabel für Sie. Von Herrn George Radcliffe, Hotel Statler, Cleveland."

„Ja?"

„Der Text lautet: ‚Gut angekommen. Rufe dich morgen an. George.'"

Martha sagte langsam: „Wollen Sie das, bitte, wiederholen?"

Der Telefonist las das Telegramm noch einmal. Martha sagte Danke schön, legte den Hörer ab und setzte sich. Sie zündete mit zitternden Händen eine Zigarette an und verfiel in eine noch tiefere Depression.

Denn in dem Telegramm fehlte ein Wort; ein Wort, das in jedem Telegramm



stand, das George ihr je geschickt hatte.

Das Wort war: Küsse.

Als der Abend kam, fuhr sie mit dem Wagen nach New York. Im Hause des Börsenmaklers Frank Wheeler werde ich alles erfahren, dachte sie. Sie fuhr durch den strömenden Regen.

Das Haus Frank Wheelers, von Wheeler und Co. Börsenmakler, New York City, war hochmodern, einstöckig, terrassiert. Frank Wheeler hatte es für Susan gebaut. Es war sieben Uhr abends, und Martha steuerte ihren Wagen den Kieselweg hinauf zum Haus. Sie sagte sich mit großer Entschlossenheit: Ich werde die Konversation mit den Wheelers in ihrem normalen Rahmen halten. Ich muß heiter sein, und die Frage darf überhaupt nicht berührt werden, die Frage: Wo hat George das Geld her? Und das, obwohl ich weiß, daß Frank mir ohne weiteres die Antwort geben könnte. Sprich über alles andere, sagte sich Martha, den Garten, die Leihbibliothek, Politik, wer ein Baby bekommen hat und wer sich scheiden läßt, aber nicht über das Geld, nicht über das Geld.

„Ja, Martha! Komm doch herein!"

Susan Wheeler führte sie hinein, ein freundliches Lächeln auf ihrem sonnen-

verbrannten Gesicht, und bat sie, sich auf den Diwan zu setzen und sagte: „Das ist wirklich eine Gelegenheit. Wir haben dich seit Ewigkeiten nicht mehr hier gesehen."

„Ich bin ziemlich beschäftigt gewesen . . ."

„Du brauchst mir nichts zu erzählen. Ich weiß. Die Hochzeit." Sie zündete sich eine ihrer langen Zigaretten an und fuhr fort: „Ich würde dir gleich etwas zu trinken geben, aber dann wäre Frank bitterböse. Das ist seine Spezialität. Er ist oben, gerade aus der Brause. Er kommt in einem Moment herunter. Wie lange wird George ausbleiben?"

„Ich weiß noch nicht genau. Ein paar Tage."

„Du sagst, er ist in Cleveland?"

„Ja."

„Ich muß schon sagen, du siehst gar nicht besorgt aus."

„Warum sollte ich?"

„Ich finde das wunderbar, wie du ihm vertraust! Ach, ich weiß, du und George, ihr seid noch immer toll verliebt. Alle reden hier darüber. Die vollkommene Ehe von Greenway Point. Ich beneide dich."

Dann kam Frank Wheeler herunter, gerötet und geschrubbt von der Brause. Er trug braune Hosen, ein Sportjackett und eine Schleife. Er nahm beide Hände Marthas in die seinen und lächelte. „Ja, Martha! Das ist schön, dich wiederzusehen. Susan sagt mir, du steckst bis über die Ohren in der Hochzeit."

„Ja."

„Nichts Besseres, als ein oder zwei Gläschen, um so eine Hochzeit zu vergessen. Ich meine das ganz ernst. Denn wie Caroline geheiratet hat, da bin ich fast dem Pastor um den Hals gefallen."

Dann aßen sie zu Abend. Martha stocherte auf dem Teller herum.

„Martha, was ist los? Was hast du?" Susan sah Martha an, in einer merkwürdigen Art, und Martha versuchte zu lächeln und dachte, sie dürfen nichts wissen, nichts vermuten.

„Los?"

„Ja. Du siehst so traurig aus. Ich weiß nicht, worüber. Aber ich habe dich noch nie so deprimiert gesehen."

„Verzeih. Es ist eine Laune."

„Eine Laune, die von der Einsamkeit kommt", sagte Frank. „Wenn George hier wäre, ginge es dir gleich besser."

„Nein. Es ist nicht das."

„Was ist es dann, um Himmels willen?" fragte Susan. „So tragisch kann es doch nicht sein, auch wenn du so aussiehst. Gibt es irgend etwas, was Frank und ich für dich tun können, um dich aufzuheitern . . ."

Frank faltete seine Serviette zusammen und lehnte sich zurück. „Nun, eins

ist sicher, Martha. Geldsorgen kannst du keine haben, wie wir armen Teufel. Nicht bei der Art, wie George auf der Börse operiert."

„Auf der Börse?"

„Na ja. Wenn alle Klienten so wären wie dein Mann, Martha, könnte ich verhungern. Wir würden nicht Rostbeaf essen, sondern falschen Hasen."

Mein Gott, dachte sie entsetzt, ich hab's nicht aufgebracht, aber dafür er. Es ist fast, als sei es mir bestimmt, die Antwort zu hören, ob ich will oder nicht. Und sie dachte: ich muß das Thema wechseln, jetzt schnell. Aber statt dessen schwieg sie. Frank plauderte weiter: „Komisch. Als ich zuerst George auf der Börse vertrat, da verlor er alles, da war er wirklich verrückt mit Geld. Ich versuchte ihn immer zu beraten, aber er wollte nicht hören. Kaufte die wildesten, gefährlichsten Papiere." Frank zündete sich eine Zigarette an und fuhr selbstzufrieden fort: „Später beschloß er auf meinen Rat zu hören. Das Malheur war nur, daß er dann zu vorsichtig wurde. Hat's wohl mit der Angst gekriegt. Kaufte nichts als American Tel und Con Edison, solches Zeug. Mündelsicher. Kaufte es und blieb drauf sitzen. Es tut mir leid, dir das zu sagen, Martha, aber dein Mann ist nicht und war nie ein besonders lukrativer Klient für mich."

Er sprach so leichthin. Doch ihr schien, als hätte jedes Wort sein eigenes Gewicht; jedes Wort war klar, deutlich und scharf und eine Anklage. Sie wußte, jedes Wort war für immer in ihrem Gehirn eingegraben. Ihr schien jetzt, als ob es plötzlich von den Eichen dort im Garten kalt ins Zimmer hereinwehte.

Frank lehnte sich zurück und blies einen Rauchring gegen die Decke. Er sah dem dicken, blauen Pfannkuchen schmunzelnd nach. Alle sahen sie zu, wie der Rauchring nach oben entschwebte, denn er war der wichtigste Gegenstand im Zimmer. Er zögerte noch, etwas unsicher, dann wurde das Rund zum Oval und flog schnell hinaus in die Nacht.

Ihr Gastgeber betrachtete wieder seine Zigarre, und Martha dachte, wie teilnahmslos dieses Orakel ist! Sie ärgerte sich, daß er so gemütlich, so nonchalant sein konnte, dieser Mann, der sie zu Höllenqualen verdammte. Seine Worte hätten gewichtig, streng oder zumindest mit Mitgefühl ausgesprochen werden müssen. Aber natürlich wußte er nichts, konnte er ja nichts wissen. Und Martha saß sehr aufrecht da und sagte sich: ich muß vorsichtig sein, ruhig, ich darf nicht zuviel Interesse zeigen, denn sie dürfen nichts wissen, und ich muß noch mehr hören. Und mit Mühe gelang es ihr zu lächeln:

„Frank, ich habe ein schreckliches Gedächtnis."

„Wirklich?"

„Wann hat George angefangen, mit dir Geschäfte zu machen?"

„Laß mich nachdenken, so etwa vor zehn Jahren. Ungefähr im März 1946."

„März 1946?"

„Das war so ein, zwei Monate, bevor wir euch überredet haben, hier herauszuziehen", sagte Susan. „Erinnerst du dich, Martha?"

„Ach ja", sagte Martha, „natürlich. Jetzt erinnere ich mich."

„Komisch, wie George zu mir kam", kicherte Frank. „Er sagte, er habe von mir gehört, ich sei ein vernünftiger, anständiger Mensch. Dann fragte ich ihn, wer mich empfohlen habe, und er sagte, man rede so von mir. Wir kamen ins Gespräch und sind wohl gleich gut miteinander ausgekommen. Und plötzlich hatten wir einen neuen Klienten mit etwa 100 000 Dollar zum Anlegen."

Und Martha sagte langsam: „100 000?"

„Ja, so etwas, so ungefähr. Es kann mehr gewesen sein." Dann lachte er. „Aber warum soll ich mich erinnern, Martha? Du bist seine Frau. Du weißt das viel besser"

Martha zwang ihre Gesichtsmuskeln zu lächeln und hörte sich sagen: „Natürlich." Und dann, so leichthin: „George hat dir wohl nicht gesagt, wo er es her hatte."

Frank zuckte die Achseln. „Nein. Das nicht. Und ich fragte ihn auch nicht. Ich kümmere mich nie darum, wo meine Klienten ihr Geld herhaben, mich interessiert nur, was sie damit machen.

„Wo hat er es wirklich hergehabt, Martha?" fragte Susan scherzend, „von einem Bankraub?" **Fortsetzung folgt.**

Ihr Wochen-Horoskop

für die Zeit vom 2. bis 9. November 1956



Widder (21. III.—20. IV.)

21.—31. III.: Eine großartige Woche für Verliebte, auch für verliebte Eheleute, allerdings nur bei gegenseitiger absoluter Offenheit. Im Beruf herrscht Flaute, aber es bereitet sich etwas vor . . .

1.—10. IV.: Im Augenblick sitzen Ihre Gegner am längeren Hebelarm, aber das darf Sie nicht mißmutig machen. Geben Sie vorläufig klein bei. Über Nacht werden sich neue Umstände ergeben, die Ihre Lage beträchtlich verbessern können.

11.—20. IV.: Das Glück macht wieder einmal Umwege, aber das wird Ihnen nur von Nutzen sein. Wappnen Sie sich mit Geduld! Was lange währt, wird endlich gut! Das gilt vor allem in einer Herzensangelegenheit.



Stier (21. IV.—20. V.)

21.—30. IV.: Um die Chancen, die Sie in dieser Woche haben, könnte man Sie sehr beneiden. Manche Leute tun das auch, und dadurch könnten sich unangenehme Folgen ergeben. Vor allem am Freitag: Vorsicht vor den Neidern!

1.—10. V.: Führen Sie Ihre seit längerer Zeit geplanten Unternehmungen durch! In dieser Woche haben Sie nämlich glänzende Erfolgsaspekte. Nur in der Liebe könnte sich etliches Pech einstellen!

11.—20. V.: Am Wochenbeginn kommt es wahrscheinlich zu einigen Spannungen mit einem Partner. Versuchen Sie, die Lage mit Taktgefühl zu meistern. Am Donnerstag: eine überraschende Begegnung.



Zwillinge (21. V.—21. VI.)

21.—31. V.: Sie haben den Eindruck, man lasse Sie absichtlich links liegen — um so angenehmer wird Sie das Wochenende überraschen! Im Beruf kommt es zu einem Ausgleich mit einem Kollegen!

1.—10. VI.: Große Ereignisse wird es in dieser Woche kaum geben, es sei denn, daß Sie sich endlich zu einer lange aufgeschobenen Entscheidung aufraffen! Das Ja oder Nein kann Ihnen doch kein anderer abnehmen!

11.—21. VI.: Ihre Vertrauensseligkeit kann Ihnen noch einmal gefährlich werden. Vor allem vor dick aufgetragenen Schmeicheleien sollten Sie sich hüten. Am Dienstag: ein Tag strahlenden Glücks!



Krebs (22. VI.—22. VII.)

22. VI.—2. VII.: Am Wochenbeginn: etliches Pech! Es stellt sich aber spätestens bis Freitag als Vorbote eines phantastischen Erfolges heraus! Ihr Herz will Sie am Mittwoch zu einer Torheit verleiten.

3.—13. VII.: In diesen Tagen können Sie sich wieder einmal eine gehörige Portion Leichtsinn leisten. Das gilt allerdings nur in einer gefährlich-amüsanten Herzensangelegenheit. Im Beruf ist größte Zurückhaltung angebracht.

14.—22. VII.: Wollen Sie unbedingt ein Verlustgeschäft machen? Dann brauchen sie nur weiterhin den Rat Ihres Partners überhören! Besser wäre es freilich, Sie würden seine Erfahrung in Ihre Pläne einbauen.



Löwe (23. VII.—23. VIII.)

23. VII.—2. VIII.: Es ist nicht alles Gold, was glänzt, nicht alles Glück, was Genuß verspricht! Daran sollten Sie in dieser Woche besonders denken, denn man macht Ihnen ein verlockendes Angebot. Günstige Chancen tauchen vor Ihnen auf!

3.—13. VIII.: Wenn Sie am Mittwoch nicht zu schüchtern sind, wird ein Herzenswunsch in Erfüllung gehen. Im Beruf können Sie einen schönen Erfolg einheimsen, wenn Sie Umsicht und Weitblick beweisen.

14.—23. VIII.: Lassen Sie sich von einigen Prahlhänsen in Ihrer Umgebung nicht den Wind aus den Segeln nehmen. Gerade in diesen Tagen haben Sie nämlich Erfolgsaspekte, die eine Pechsträhne fast unmöglich machen. Vorsicht im Straßenverkehr!



Jungfrau (24. VIII.—23. IX.)

24. VIII.—3. IX.: Ihre Situation ist im Augenblick etwas verworren, aber es wäre grundfalsch, den Kopf sinken zu lassen. Gegen Ende der Woche läuft Ihnen das Glück nämlich über den Weg. Sie brauchen es nur anzuhalten.

4.—13. IX.: In einer beruflichen Angelegenheit sollten Sie jetzt einen Schritt rückwärts gehen. Dann machen Sie nämlich — so paradox es auch klingen mag — in Wirklichkeit zwei große Schritte vorwärts!

14.—23. IX.: Ihre Gesundheit scheint etwas gefährdet. Sie sollten sich in diesen Tagen auf jeden Fall nicht überarbeiten! In der Liebe leuchten Ihnen alle Sterne des Glücks!



Waage (24. IX.—23. X.)

24. IX.—3. X.: Wenn Sie in dieser Woche nicht über einen Strohhalm stolpern, werden Sie unverschämtem Glück begegnen. Vergessen Sie darüber aber nicht die berechtigten Wünsche eines Partners!

4.—13. X.: Am Dienstag hängt viel von Ihrem Auftreten ab. Meiden Sie Überheblichkeit genauso wie Unterwürfigkeit, dann kann eigentlich nichts schiefgehen. In der Liebe gibt es ein heiteres Intermezzo!

14.—23. X.: In dieser Woche haben Sie gute Gelegenheit, einen großen Erfolg zu ernten. Seien Sie nicht ungeschickt, aber auch nicht allzu eifrig! Der entscheidende Anstoß wird von außen kommen!



Skorpion (24. X.—22. XI.)

24. X.—2. XI.: Ihnen stehen in dieser Woche einige Begegnungen mit Menschen bevor, die für Ihre weitere Zukunft Bedeutung gewinnen könnten. Zeigen Sie sich dabei von Ihren besten Seiten. Vorsicht im Umgang mit Maschinen!

3.—12. XI.: Sie sollten jetzt eine offene Aussprache mit Ihrem Partner wagen. Dadurch können Sie am ehesten hoffen, die Mißverständnisse abzubauen. Im Beruf: ein kleiner Nackenschlag!

13.—22. XI.: In dieser Woche sind Sie ein Lieblingskind der Sterne. Diese günstige Konstellation sollten Sie benutzen, um eine verworrene Herzensangelegenheit endlich ins reine zu bringen!



Schütze (23. XI.—21. XII.)

23. XI.—3. XII.: Eine Entwicklung mit unangenehmen Folgen könnte sich in dieser Woche anbahnen, wenn Sie nicht auf der Hut sind. Prüfen Sie alle Entschlüsse, bevor Sie handeln. Dadurch können Sie am ehesten einen Verlust vermeiden.

4.—13. XII.: Auch eine glänzend aussehende Erfolgschance kann ein heißes Eisen sein. Denken Sie daran, wenn man Ihnen in der Wochenmitte ein überraschendes Angebot macht. Gegenüber Ihrem Herzenspartner sollten Sie sich bemühen, einmal nicht das letzte Wort zu haben!

14.—21. XII.: In dieser Woche ereignet sich nur Gewöhnliches, aber Ungewöhnliches bereitet sich vor. Wahrscheinlich kommt es schon sehr bald zu Veränderungen, die Ihren ganzen Einsatz fordern werden.



Steinbock (22. XII.—20. I.)

22. XII.—1. I.: Es geht fast immer schief, wenn man gegen sein Gewissen handelt. Lassen Sie sich nicht von materiellen Erfolgen blenden, wenn die Stimme Ihres Herzens Sie in eine andere Richtung weisen will!

2.—11. I.: Im Beruf geht alles seinen gewohnten Gang. Es sieht dagegen so aus, als könnte die Liebe ungestüm an Ihr Herz klopfen! Falls Sie noch ungebunden sind, dürfte es diesmal ernst für Sie werden!

12.—20. I.: Am Wochenbeginn müssen Sie mit allerhand Zank und Streit rechnen, aber diese unerfreulichen Ereignisse werden überglänzt von einem romantischen Glück, das am Freitag auf Sie wartet!



Wassermann (21. I.—18. II.)

21.—31. I.: Wenn Sie schneller ans Ziel kommen wollen, müssen Sie Ihr Interesse nicht so offen zeigen! Halten Sie sich mehr zurück, dann werden Sie der Umworbene sein. Das gilt vor allem für den Montag!

1.—11. II.: Warten Sie nicht, bis es zum offenen Bruch kommt. Im Augenblick ist es ratsamer, nachzugeben und abzuwarten. Sie haben bald Gelegenheit, sich auf überzeugende Weise zu rechtfertigen!

12.—18. II.: Glückliche Tage liegen vor Ihnen: von allen Seiten wird Ihnen bewiesen, wie sehr man sie schätzt. Trotzdem sollten Sie auf der Hut bleiben! Wölfe im Schafspelz sind unter Ihren „Bewunderern"!



Fische (19. II.—20. III.)

19. II.—1. III.: Noch haben Sie den Anschluß nicht verpaßt, aber in dieser Woche müssen Sie alle diplomatischen Kniffe einsetzen, um zu konkreten Resultaten zu kommen. Die Sterne begünstigen Ihre Pläne.

2.—11. III.: Treiben Sie in dieser Woche nichts auf die Spitze! Der Erfolg stellt sich von selbst ein, wenn Sie Ausdauer beweisen. In der Liebe kann es zu einem kleinen Streit mit charmanter Versöhnung kommen.

12.—20. III.: Wahrscheinlich werden Sie in diesen Tagen gegen einige Widerwärtigkeiten anzukämpfen haben. Am Mittwoch jedoch kommt ein großes Glück über ein kleines Pech zu Ihnen.



Günstige Aussichten bieten sich sowohl in geschäftlichen wie in persönlichen Dingen allen, die ihre Geburtstage unter folgenden Daten finden: 2. bis 7. Januar, 19. Februar, 25. März, 7., 9. und 13. April, 8. Mai, 13. bis 21. Juni, 3. Juli, 16. bis 18. August, 19. September, 4. und 30. Oktober, 10. November, 1., 8. und 27. Dezember.

Glückspilze sind in dieser Woche alle, die an einem der folgenden Tage geboren sind: 16. Januar, 1. Februar, 22. März, 3. April, 27. Mai, 13. und 28. Juni, 4. Juli, 10. und 12. August, 24. September, 2. Oktober, 17. November und 22. Dezember.

DIE HEIM



HÄRTESTE NERVENANSPANNUNG liegt in den Zügen des deutschen U-Boot-Kommandanten (links). Der Angriff der britischen Jabos hat dem Boot nur leichte Schäden zugefügt. Besorgt verfolgt der Kommandant mit den Augen die gegnerischen Flieger. Jetzt drehen sie bei, setzen zum zweiten Stoß auf das deutsche U-Boot an. Die nächsten Sekunden können über Leben und Tod entscheiden . . .



WIE RAUBVÖGEL haben sich die britischen Jagdbomber auf das U-Boot gestürzt und laden ihre verderbenbringende Fracht ab. Als der Ausguck auf dem Turm die feindlichen Flugzeuge entdeckte, war es bereits zu spät zum Tauchen. Rings um das Boot sind auf diesem einzigartigen Dokumentarfoto die Einschläge der Bomben zu erkennen.

Auf Himmelfahrtskommando befinden sich die Männer der deutschen Kriegsmarine, von denen hier erzählt wird: die Froschmänner, die an der holländischen Küste einen Damm und eine Schleuse sprengen; die Fahrer der Ein-Mann-U-Boote, die gegen einen hundertfach überlegenen Gegner hinausgejagt werden; die Besatzung von U 720, dessen Kommandant tollkühne Einsätze gegen britische Geleitzüge fährt ... Es ist Ende März 1945. Der Krieg ist längst verloren. Ein unheimlicher Gast fährt mit auf U 720: die Eifersucht. Oberleutnant Handrick hat vor Wochen in Berlin ein seltsames Liebeserlebnis mit einer Frau gehabt, die er aus einem zerbombten Keller gerettet hat. Es war Julia Schlitt, die Frau von Kapitänleutnant Schlitt, der jetzt auf U 720 das Kommando führt. Und Adalbert Schlitt hat von der Untreue seiner Frau erfahren. Mitten in der Nordsee stößt U 720 auf ein treibendes Schlauchboot mit einer vierköpfigen Besatzung. Es sind Engländer. Sie werden von dem deutschen U-Boot an Bord genommen. Da stellt sich heraus, daß das vierte Besatzungsmitglied eine Frau ist ...

Leutnant Jean Reguir, der letzte von den sechs Froschmännern, die in der vierten Märzwoche mit U 720 Wilhelmshaven verlassen hatten, schwamm hungrig und todmüde nach Osten. Einsam im Meer. Ohne Hilfe, ohne Hoffnung. Stunde um Stunde. Meile um Meile. Salz biß in Nase und Augen, laugte den Gaumen aus. Der Krampf peinigte ihn. Eine Schneeböe, blitzschnell heranjagend, überschüttete ihn mit Eiskristallen; doch eine warme Meeresströmung gab ihm neuen Mut. Ein paarmal war er nahe daran, aufzugeben, sich einfach sinken zu lassen. Doch die Angst vor dem Ertrinken lieh ihm dann stets unerwartete Kraft; sie wurde zum Motor des nur noch mechanisch arbeitenden Körpers: Armzug, Beinstoß ... Armzug, Beinstoß ... Wie lange schon?

Endlich wurde es Nacht. Vor ihm stieg die Dunkelheit aus dem Meer, überzog



den Himmel mit einem moosflechtengrünen Schleier, der sich langsam zu Grau verfärbte. Jean hielt auf die Küste zu. Aber jetzt kam ein neuer Feind — der Gezeitenstrom, der sich ihm entgegenstemmte. Er kämpfte mit letzter, wütender Kraft dagegen an. Dann — fester Boden! Steine, zu einem Wall gefügt. Sand, Felsbrocken, Stranddisteln. Langsam und vorsichtig stakste Reguir auf das Land zu. Der Deich ... Jean Reguir taumelte nur noch.

Er sah ein Buschwerk, wankte darauf zu, erreichte es mit Müh und Not, kroch ins Unterholz, häufte das faulende Laub des Vorjahres auf seinen Leib und unter den Schädel, in dem das Blut hämmerte, zog die Knie an den Bauch, drehte sich zur Seite — schlief ...

Fröstelnd, zähneklappernd wachte er auf. Die Laubdecke war naß vom Tau. Im Buschwerk meldeten sich schon die ersten Vögel; Amseln scharrten unter den Sträuchern. Er setzte sich auf, rieb sich die Füße. Sie waren abgestorben durch Kälte und Überanstrengung.

Plötzlich hörte er Stimmen.

Englische Stimmen!

Dann: ein leises, raschelndes Poltern. Und jetzt zog ein süßlicher Geruch nach versengtem Holz und heißem Öl durch das Gehölz. Und nun roch es auch nach Kaffee. Eine Trillerpfeife schrillte. Geschirr klapperte; das Trappeln von Füßen war zu hören; halblautes, undeutliches Sprechen. Ein klarer, geschrierer Befehl. Was brüllte der Mann? Jean kramte seine Kenntnisse des Englischen zusammen. „Stellt euch gefälligst an, sonst jage ich euch noch mal um die Stellung!"

Kommißjargon! Überall auf der Erde derselbe nette Ton ... Aber was hatte das Wort „Stellung" zu bedeuten? Um was für eine Art von Stellung handelte es sich, um alles in der Welt? Jean grübelte. Der unsichtbare Befehlsgeber klärte ihn bald auf. Er verlas den Dienstplan: „Geschützreinigen ..." O verflixt! Da hatte er sich genau neben eine englische Batterie schlafen gelegt! Wahrscheinlich eine Flak-Batterie, die hier zur Flugsicherung aufgefahren war.

Es wurde Tag. Immer noch schwelte der brandige Geruch durch das Astwerk. Jetzt roch es verführerisch nach Fleischbrühe. Und immer wieder war das sonderbare Poltern zu hören, ganz in der Nähe.

Jean Reguir zwang seinen schmerzenden, schwachen Körper hoch, robbte durchs Unterholz, schob sich wie eine Schlange voran. Jetzt sah er die Zelte, die Geschütze, eine aus löcherigen Schalbrettern zusammengenagelte Waschanlage, die Küche. Am Rande der Stellung war ein Hügel aufgeworfen. Dort stand ein Auto, auf dessen Dach ein Gitternetz aufgestellt war, das sich unermüdlich drehte — das Funkmeßgerät. Am anderen Ende der Lichtung waren die übrigen Wagen abgestellt; mit grünen Netzen getarnt.

Der süßliche, lockende Geruch wurde intensiver. Was zum Teufel war das?

Plötzlich lösten sich zwei Männer aus dem Küchenzelt, kamen geradewegs auf die Stelle zu, wo Jean lag und die Stellung beobachtete. Sie trugen einen Metallkübel. Jean Reguir zog sich zurück. Aber die beiden Tommies hielten immer noch genau auf ihn zu. Sie hatten gerötete Gesichter, große Wasserflecken auf der Khaki-Uniform. Jetzt blieben sie stehen, blickten sich argwöhnisch um, steckten sich eine Zigarette an, gingen weiter, den schwankenden Kübel zwischen sich. Nur noch ein paar Schritte vom Waldrand entfernt, schwenkten sie plötzlich ab, hoben den Kübel an, leerten ihn aus — und wieder war das seltsame, raschelnde Poltern zu hören.

Jean sah es aus dem Kübel rutschen: Weißbrot, leere Büchsen, Kekspackungen, Kaffeegrund, Wurstzipfel, Käsereste, ein feucht klumpendes, süßlich stinkendes Gemisch — und doch: nicht unappetitlich für jemand, dem der Hunger in den Därmen wühlt. Wenn er nur einen Zipfel Wurst abbekommen könnte, eine einzige pappige Weißbrotschnitte! Oder auch bloß eine Handvoll Krümel aus einer Keksschachtel! Irgend etwas, worauf er herumkauen konnte.

Die Engländer ließen ihren leeren Kübel stehen, traten ein paar Schritte in den Wald hinein, rauchten ihre Zigaretten zu Ende (verführerisch duftende Zigaretten!) und schlugen gemächlich ihr Wasser ab.

„Come on, guy! Let 's go ..." Sie griffen sich den Kübel, zockelten zurück zur Küche — zwei Soldaten, die nichts mehr erschüttern kann, die das Schlimmste hinter sich haben, die — wie Millionen Soldaten auf dem ganzen Erdball — auf das Ende des ganzen Schlamassels warten. Die müde sind.

Wenn ich jetzt aufstehe, dachte Jean, wenn ich aufstehe und mich sehen lasse — dann ist auch für mich alles vorbei! Dann ist der Krieg aus. Und ich kriege endlich etwas in den Magen. Aber dann stand ihm die Szene vor Augen, da der holländische Zivilist seinem Kameraden mit dem Pistolenknauf ins Gesicht schlug, und er hatte plötzlich Angst, daß man ihn nicht als einen regulären Kriegsgefangenen behandeln, daß man ihn an die empörten Holländer ausliefern werde. Ja, es war sogar wahrscheinlich, daß ihn diese Tommies hier so schnell wie möglich abschoben. Sie konnten ja nicht gut seinetwegen ein besonderes Gefangenenlager einrichten!

Aber das Essen lockte ...

Jean schob sich näher an die Abfallgrube heran. Sie war am Rande des Wäldchens — aber nicht dicht genug. Drei, vier Meter würde er über freies Gelände kriechen müssen. Und dann brauchte nur jemand aus dem Küchenzelt zu treten, und schon hatte man ihn! Reguir biß sich vor Wut in die Daumennägel. Seine Gedärme brannten vor Hunger. Hm, wie das duftet! Gar nicht mehr süßlich nach Verwesung und Fäulnis. Nein, nach Essen, nach richtigem, genießbarem, sättigendem Essen ... Unwillkürlich schob sich Jean Zentimeter um Zentimeter aus dem Wäldchen hinaus.

In diesem Moment gellte ein schriller Pfiff — Mittagszeit. Von allen Seiten kamen Soldaten heran, mit ihren Eßbestecken klappernd, laut redend, lachend, sich auf die Schulter klopfend. Sie hielten dem Koch die Näpfe hin. Ein Schlag Kartoffeln, eine Kelle Soße, ein saftiges Stück Fleisch ...

Jean schloß die Augen. Es würgte ihn. Ihm war jetzt ganz übel vor Hunger. Zurück! dachte er. Soweit wie nur möglich weg davon! Nichts riechen und nichts hören und nichts sehen!

Er schlüpfte in sein Laubbett, lehnte sich gegen ein Erlenstämmchen, nahm einen Kiesel auf, kaute darauf herum, um ein bißchen Speichel aus dem Gaumen zu lutschen. Der Hunger ließ sich nicht besänftigen. Jean rupfte die Blattknospen von den Sträuchern und zerkaute sie. Aber er brachte es nicht fertig, sie herunterzuschlucken. Sie schmeckten gallebitter. Es war eine Entwöhnungskur. Denn: jetzt schauderte ihn, wenn er nur ans Essen dachte.

Den ganzen Tag lag er im Gebüsch. Dann schlich er zum Meer hinunter und schwamm weiter. Bis Borkum mußte er kommen. Nur bis zur Insel Borkum oder an die Küste von Utlandshörn. Dann war er gerettet — falls nicht schon die Engländer Norddeutschland besetzt hatten ...

* * *

„I hate you!" geiferte die Frau, als sie nach langem Erschöpfungsschlaf aufwachte. „Ich hasse alle Deutschen — und vor allem die U-Boot-Fahrer! Scheren Sie sich weg! Lassen Sie mich in Frieden!" Sie richtete sich halb auf, einen Ellenbogen aufgestützt, das kastanienbraune Haar in schweren, ölverklebten Flechten im Gesicht, und blitzte Preszewsky aus rußschwarzen Augen an. Die Decke war heruntergerutscht, so daß die Brüste der Frau unter dem zarten zerrissenen Seidenhemdchen zu sehen waren. Ihre Schultern, voll und schön gerundet, waren mit Sommersprossen wie mit winzigen Bronceplättchen bedeckt. Sie hatte auch Sommersprossen auf dem Nasenrücken.

„Ja, ja", sagte der Obermaat, der nicht ein einziges Wort verstanden hatte. „Ich kann deine Begeisterung schon verstehen, Mädchen. So 'ne U-Boot-Reise wird dir ja nich alle Tage geboten, was?" Er ließ seinen Blick wohlgefällig über das schöne Mädchen gleiten, verweilte ungeniert an zwei bestimmten Punkten.

„Oh, you ... You!" zischte die Engländerin und riß die Decke empor. „Scheren Sie sich zum Teufel!"

„Ja, ja", erwiderte Preszewsky unge-



rührt, „'n Himmelbett is sich so 'ne Koje nu mal nich, das stimmt schon."

„Where is the Commander?! — Wo ist der Kommandant?"

„Was? Wer ich bin? Gestatten: Joseph Preszewsky, Oberbootsmaat. So, Mädchen, und nu bleib mal hübsch stille. Ich bring dir gleich 'ne Pütz Wasser, damit du dich frisch machen kannst." Er verschwand. Die Engländerin starrte zur Decke empor und begann, leise zu schluchzen. Dann lauschte sie auf die Stimmen und die Geräusche im Boot, das Grummeln der Motore, die Kommandos in der Zentrale, das Trappeln von Füßen auf den Flurplatten. Sie forschte nach den Stimmen der drei Landsleute, die mit ihr im Schlauchboot gesessen hatten; sie wollte herausfinden, wo man sie untergebracht hatte. Aber sie hörte nichts von ihnen, und plötzlich überfiel sie die Angst, sie könnten unterdessen erschossen oder ertränkt worden sein. Sie biß in die weiche Wolldecke, um nicht laut aufzuschreien.

So fand sie Fähnrich Achenbroich.

Obermaat Preszewsky war ziemlich verstört in die Zentrale gekommen und hatte gestottert: „Ich hab' zwar kein Wort mitgekriegt, Kaleu, aber mir möcht sich glauben, das Mädchen is auf hundert." Er machte eine hilflose Geste. „Ich meine: mir macht das nischte nich, aber ... Vielleicht is sie krank, vielleicht fehlt ihr was ..."

Schlitt grinste: „Nett, daß Sie so'n Herz für unsre Gefangenen haben. Was machen eigentlich die andern drei?"

Preszewsky kratzte sich am Hinterkopf. Schließlich mußte er gestehen, daß er noch keine Zeit gefunden habe, sich um sie zu kümmern. Der Kommandant schickte Achenbroich aus — der die Engländer bereits oberflächlich verhört hatte —, er solle die Frau fragen, was sie auf dem Herzen habe. „Aber denken Sie nicht", rief er ihm nach, „daß das von nun an Ihre einzige Aufgabe an Bord ist. Es genügt, wenn unser Seemann Eins ausfällt."

Preszewsky bekam einen roten Kopf und verdrückte sich brummend aus der Zentrale.

„Can I anything do for you?" sprach Jörg Achenbroich die Engländerin an. „Kann ich etwas für Sie tun?"

Sie hob das Kinn: „Oh — you speak english?" Doch dann brach es wieder aus ihr hervor: „I hate you all! Ich hasse euch alle! Scheren Sie sich zur Hölle!"

Achenbroich lehnte sich an den Türrahmen, den Kopf in die Hand gebettet, am kleinen Finger lutschend. Er betrachtete das rothaarige, hübsche Ding amüsiert. Als es seine Epistel beendet hatte, gab er sich einen Ruck, straffte die Schultern und sagte: „Wieso hassen Sie mich? Sie kennen mich doch gar nicht."

Die Engländerin war für einen Moment verwirrt, dann sagte sie schnell: „Ich hasse alle Deutschen ..."

„Das ist ziemlich blöd", sagte Achenbroich mit einem dünnen Lächeln. „Stellen Sie sich mal vor, wir Deutschen haßten alle Rothaarigen — dann müßten Sie verhungern ... Oder aber wir hätten Sie gleich wieder außerbords gekippt."

Das Mädchen blinzelte nachdenklich; zu guter Letzt sagte es: „Ich habe einen Grund: Die Deutschen waren schlecht zu meinem Bruder! Er ist vor zwei Wochen hier in dieser Gegend abgestürzt — und die Deutschen haben ihn nicht aus dem Wasser gezogen. Er hat das Unterseeboot deutlich gesehen. Aber sie haben ihm nicht geholfen. Er mußte noch dreieinhalb Stunden schwimmen. Er hat es mir im Urlaub erzählt."

„Hm", machte Achenbroich und tat, als überlegte er. „Ihr Herr Bruder ist Sportflieger, wie?"

„No", korrigierte das Mädchen. „Er ist Commander eines Bombers!"

„Aha, soso ..." Achenbroich spielte Verwunderung. „Na ja, dann kann das schon mal passieren, daß man in den Bach fällt, und es hilft einem keiner. Ich dachte ja, Ihr Bruder flöge bloß so zum Spaßvergnügen. Dann wäre mir das nämlich sehr peinlich gewesen, und ich hätt' mich für meine Landsleute geschämt."

Das Mädchen war perplex. „Aber es ist doch Krieg ...", stammelte es dann.

„Richtig, richtig", bestätigte Jörg, als erinnerte er sich erst in diesem Augenblick daran. Dann stieß er sich ab und kam schnell auf das Mädchen zu. Er beugte sich vor, sah es an und sagte: „Passen Sie mal auf, Miß. Mein Vater hat 'ne hübsche Werft, die ich mal erben werde — gesetzt den Fall, daß etwas davon übrigbleibt. Wir haben nämlich Krieg, und solche Herren wie Ihr Bruder laden seit etlicher Zeit ihre Bomben darauf ab. Aber ich habe nichts gegen Ihren Bruder. Persönlich, meine ich. Ich hasse auch nicht Ihre hunderttausend anderen Brüder dort drüben auf der Insel. Ich habe etwas gegen die Herren, die diesen Krieg angefangen haben — doch, was können schon die Völker dafür? Im übrigen ist das gar keine große geistige Leistung." Er tippte sich an die Stirn. „Wenn Sie nur so viel da drin haben" er zeigte zwischen Daumen und Zeigefinger die Breite eines Zentimeters — „dann werden Sie mir recht geben. So, und jetzt werde ich dem Maat sagen, er soll Ihnen das Waschwasser bringen. Machen Sie ihm keine Scherereien und vergeuden Sie das Wasser nicht. Es ist knapp. Und weil Sie 'nen ganzen Eimer voll bekommen, können sich drei von uns nicht waschen. Ich werde sie nachher mal vorbeischicken, damit Sie ihnen sagen können, wie sehr Sie sie hassen ..." Er wollte hinaus, hatte schon den grünen Filz in der Hand.

Das Mädchen streckte eine Hand aus: „No, no ... Nicht doch! Tun Sie das bitte nicht."

Achenbroich drehte sich um, hohlwangig, blaß, mit tiefen Schatten unter den Augen. Aber sein frisches, offenes Lachen machte ihn in diesem Augenblick zu einem gutaussehenden Mann.

„Mein Name ist Virginia Dongworth", sagte das Mädchen.

„Ich heiße Jörg Achenbroich."

„Aschenbroitsch — ist das allright?"

„... broich!"

Das Mädchen zerbrach sich fast die Zunge. Dann sagte es lächelnd: „Ich werde Sie George nennen ... So heißt mein Bruder."

Dem Fähnrich wurde warm in der Herzgegend. Er drückte sich schnell hinaus, ehe das Mädchen noch sah, daß er rot wurde. Zwei Stunden später erschien Virginia Dongworth in der Zentrale, gewaschen, das feuchte Haar aufgesteckt und mit einem Handtuch umwickelt. Sie roch nach Seife. Eine weiße Drillichjacke schlotterte um ihren Oberkörper; die Hosenbeine hatte sie aufgekrempelt. Sie streckte die Arme zur Seite, so daß die leeren Enden der Ärmel schlapp herunterhingen. „Ich sehe nicht gerade hübsch aus", sagte sie.

Die Männer grinsten.

„Mein Gott!" stöhnte Schlitt gespielt. „Fähnrich, beschaffen Sie der Miß Nadel und Faden!"

„Und fragen Sie sie mal", gab Handrick dazu, „ob wir nicht am Kurfürstendamm längsgehen sollen. Da kann sie sich auch gleich Puder und Lippenstift besorgen ..."

Die Männer in der Zentrale lachten laut auf. Nur Schlitt wurde wie unter einem Schlage todernst, als das Wort „Kurfürstendamm" fiel. Er warf Hans Handrick einen schnellen, kalten Blick zu.

* * *

Handrick sah dem „schwarzen Bert" nach, als er aus der Zentrale ging. Sein Schädel schmerzte ihn immer noch; doch diese Schmerzen waren nur äußerlich, rührten von der Wunde auf der Stirn her. Eigentliche Kopfschmerzen, dieser unangenehme Druck von innen her gegen die Schläfen, suchten ihn nur noch selten heim. Er fühlte sich zwar noch etwas schlapp, aber er hatte sich energisch gegen die Anordnung des Sanitätsmaats gesträubt, noch länger in seiner Koje zu bleiben. Er bestand darauf, daß ihm der Mann einen festen und dauerhaften Verband um den Schädel wickelte. Dann hatte er sich wieder beim Kommandanten zum Dienst gemeldet. Wenn ihn die Kopfschmerzen überfielen, wandte er das Gesicht weg und biß die Zähne zusammen: Nur nicht zeigen, daß du noch nicht ganz auf dem Posten bist! Aber er konnte nicht umhin, sich einzugestehen, daß er dem Geschehen an Bord in solchen Augenblicken nicht zu folgen vermochte.

Wenn er Schlitt sah, gab es ihm einen Stich. Der Kerl schien aus Eisen! Er bot den erbarmungswürdigen Anblick eines heruntergekommenen Strandläufers, war hohlwangig, bleich, trug einen struppigen, schwarzen Bart ums Kinn, und seine Augen waren ständig entzündet. Aber weder das Kohlendioxyd noch die Ner-

vensäge der Wasserbombenwürfe schienen ihm etwas anhaben zu können.

Die Männer bewunderten ihn, und auch Handrick spürte, daß seine Hochachtung vor dem Kommandanten wuchs. Als er seinerzeit in Wilhelmshaven hörte, daß nicht er, sondern der „schwarze Bert" das Boot an die besetzte Küste führen sollte, empfand er Haß und Enttäuschung. Sie hatten sich in diesen beiden Wochen völlig gegeben. Er war ehrlich genug, Adalbert Schlitt als den Besseren anzuerkennen. Aber es wurmte ihn, daß ausgerechnet er sich diese dumme Gehirnerschütterung holen mußte. Sein Ehrgeiz hatte ihn aus der Koje gejagt.

★

Hans Handrick hatte nie verstehen können, was Julia an diesem schwarzen Burschen aus Baden liebte. Allmählich begriff er es: es waren die Ruhe, die Übersicht, die Unerschütterlichkeit. Schlitt war ein Mann, zu dem eine Frau Vertrauen haben durfte.

Als Handrick aus seiner Ohnmacht aufgewacht war, hatte er, noch halb im Schlaf, nach der linken Brusttasche getastet, in der Julias Bild und ihr Brief steckten. Der Schreck hatte ihn jäh in die Wirklichkeit gerissen: Das Foto war noch dort, wo er es immer verborgen hielt — aber der Brief steckte in der rechten Tasche! Er wußte genau: Brief und Bild waren immer zusammengewesen. Irgend jemand mußte den Brief weggenommen haben, während er bewußtlos war. Und kein anderer konnte ein Interesse daran haben — außer Schlitt.

Handrick biß sich auf die Lippen, als er jetzt dem Kommandanten nachblickte. Schön, sollte er Julias Brief gelesen haben — es kam jetzt nicht mehr darauf an. Sie wußten ja ohnehin, was sie voneinander zu halten hatten. Sie wußten, worum es ging. Meine Erinnerung, dachte Handrick, kann er mir nicht stehlen! Die vier Tage, die er mit ihr zusammen leben durfte, waren unauslöschbar in seinem Gedächtnis eingeprägt.

★ ★ ★

Die Besprechungen im Hotel am Steinplatz hatten sich lange hingezogen. Als er endlich nach Hause kam, hörte er vom Portier, daß Julia die Wohnungsschlüssel schon abgeholt hatte. Er war die Treppen hinaufgestürmt. Herr Ranft, der eben zum Nachtdienst im Spandauer Luftfahrtgerätewerk mußte, hatte ihn eingelassen. Er schlich durch den Korridor, drückte sacht die Klinke herunter.

Das erste, was er bemerkte: Das Zimmer hatte sich verändert. Julia hatte Blumen aufgetrieben, der Himmel wußte, woher. Auf dem Tisch lag eine Decke. Sie mußte sie in der für ihn unergründlichen Tiefe des Schrankes aufgestöbert haben. Er erinnerte sich — es war die Sonntags-Kaffeedecke seiner Mutter. Julia hatte das Bett umgestellt, den Tisch an die Eckcouch gerückt und auch die Stehlampe herangezogen. Alles sah nett und wohnlich aus. Die Lampe brannte, und auf dem Tisch war ein Gedeck für ihn. Es tat ihm richtig leid, daß er schon im Kasino des U-Boot-Führungsstabes gegessen hatte, und er beschloß, Julia nichts davon zu sagen und ein zweites Mal zu essen.

Sie saß vor dem großen Spiegel über dem Doppelwaschbecken und steckte das braune Haar auf. Er sah, daß sich ihre schlanken Finger flink über den Hinterkopf bewegten. Sie drehte sich zu ihm herum. Sie lächelte nur mit den Augen, denn zwischen ihren Lippen steckten Haarklammern. Er lief auf sie zu, und während sie mit der einen Hand seinen Kopf herunterzog, nahm sie mit der anderen die Klammern aus dem Mund. Sie küßte ihn ungestüm, und zum ersten Male war er sich ganz sicher, daß sie ihn liebte.

Er trat einen Schritt zurück und betrachtete sie. Über dem linken Ohr hatte sich eine Strähne gelöst und fiel ihr ins Gesicht. „So müßtest du dein Haar immer tragen, Julia", sagte er bewundernd. „Auf der einen Seite straff — auf der anderen lose herabfallend."

„Vergiß nicht, daß eine Kinderärztin auf Reputation zu achten hat!" Sie machte ein gespieltes ernstes Gesicht und drückte ihr schönes Haar mit beiden Händen eng

an den Kopf. „Siehst du — nur so haben kleine Jungs Respekt." Sie drohte ihm. Aber ganz plötzlich wirbelte sie das Haar mit emporschnellenden Händen durcheinander, sprang auf und drängte sich an ihn. Er sog den Duft ihres frisch gewaschenen Haares ein, das locker über seinen Händen lag. Julia hatte den Kopf weit zurückgebogen, die Augen geschlossen. Sie wartete darauf, daß er sie küßte. Er zögerte. Er studierte jede Linie ihres Gesichts: die kleinen Lachfältchen, die von den Augenwinkeln ausgingen, ein Äderchen auf ihrem rechten Lid, winzige flaumige Härchen über den Mundwinkeln auf der Oberlippe. Plötzlich sah er, daß sie eine schmale graue Strähne im Haar hatte, und in diesem Augenblick wurde ihm gänzlich klar, was sie in dem verschütteten Keller ausgestanden haben mußte.

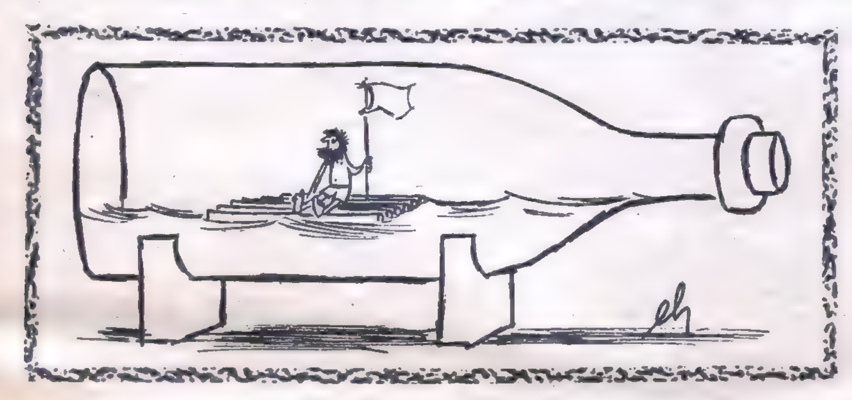
„Liebst du mich?" fragte er leise.

Fast unhörbar antwortete sie: „Ja ..."

Er beugte sich über ihren Mund.

Später sagte er, während er ihr ein Kissen unter den Kopf schob: „Wäre es nicht besser gewesen, wenn du vor dem Nachtdienst noch ein bißchen geschlafen hättest?"

Sie schüttelte den Kopf: „Wenn du weg bist, habe ich noch genug Zeit zum Ausschlafen. Ich muß mit meiner Zeit geizen ... Übrigens: ich brauche nur noch heute Nachtdienst zu machen. Für morgen habe ich getauscht."



Er küßte ihre Augen, ihre schmale, kleine Nase, ihren Mund. Sie schob ihn unverhofft weg und sagte: „Du benimmst dich wie ein alter Ehemann. Du hast gar nichts zu meiner Bluse gesagt." Sie drehte sich ein bißchen in den Schultern.

„Ziemlich zerknautscht", sagte er und lachte.

„Als du kamst, war sie noch sehr hübsch." Sie machte einen Schmollmund. „Eine Schwester von uns hat sie mir geschenkt. Ich dachte, du würdest dich freuen, wenn ich nicht immer nur im Pullover herumliefe ..."

„Er steht dir prächtig", fiel er ihr ins Wort.

Sie legte den Kopf schief und sah ihn zweifelnd an.

„Doch, doch!" beharrte er.

Sie legte beide Hände auf die Brust und lächelte.

„Du bist ein Aff", sagte er zärtlich. „Du hast eine wunderbare Figur, Julia."

„Dein Blick ist getrübt. Du bist verliebt, Hans."

„Nicht verliebt — ich liebe dich."

„Sag das noch mal!"

„Ich liebe dich, Julia ..."

Sie blieb eine ganze Weile still. Man konnte einen der Untermieter im Bad rumoren hören. In der Küche pfiff der Wasserkessel.

Plötzlich sagte sie: „Ich hatte ein bißchen Angst, ich — sei nichts weiter als ein Urlaubsabenteuer für dich. Und ich hab' mich geschämt, daß es mir so wenig ausmachte und daß ich trotzdem so glücklich bin ..."

Wieder war es still im Zimmer. Der Kessel war vom Herd genommen worden. Schritte tappsten durch den Korridor. Eine Tür klappte; ein Radio wurde angestellt.

„Das ist im früheren Eßzimmer."

Julia nickte.

„Wie spät haben wir's eigentlich?" fragte sie ins Dunkel.

Hans suchte nach der Stehlampe, knipste sie an und sah auf seine Armbanduhr. „Halb sieben. Zeit für dich, ja?"

„Ja", seufzte Julia. „Aber wir können noch zusammen essen."

Eine halbe Stunde später brachen sie auf. Es schneite in dicken, nassen Februarflocken. Julia trug einen Herrenmantel aus Handricks Kleiderschrank.

„Bis morgen mittag", sagte sie, als sie sich vor der Freitreppe des Krankenhauses küßten. Sie stieg die Stufen hinauf. Hans blieb stehen. Er hoffte, daß sie sich noch einmal umdrehen werde. Und diesmal tat sie es. Sie warf ihm eine Kußhand zu.

* * *

In der Morgendämmerung, als nichts anderes mehr übrigblieb, ging U 720 auf Sehrohrtiefe und tauchte, nachdem sich der Kommandant durch einen Rundblick von der Gefahrlosigkeit überzeugt hatte, fauchend und zischend auf. Mit einem Schmatzer schlürfte die mit Kohlendioxyd verpestete Röhre beim Druckausgleich die frische Meeresluft ein. Die Engländer, vor allem Virginia Dongworth, die am meisten gelitten hatte, durften in den Turm. Eine Wache gab acht, daß sie keine Dummheiten machten, während der Alte, der Erste Wachoffizier und die Ausgucks auf der Brücke waren.

Das Boot lief mit kleiner Fahrt nach Norden. Schlitt wollte in den Minch-Kanal zwischen den Hebriden und Nordschottland. Vielleicht, daß man dort die letzten Torpedo los wurde. Sender und Empfänger hatten sich trotz stundenlanger Arbeit nicht reparieren lassen; U 720 war von der Heimat abgeschnitten — und die Heimat von ihm. Es konnte nicht einmal mit anderen Booten Erfahrungen tauschen. Aber der „schwarze Bert" wollte nicht aufgeben. Solange das Boot fuhr, wollte er draußen bleiben. Er schonte niemand, sich selbst am wenigsten. Schon tagelang hatte er nicht mehr richtig geschlafen. Er stand in der Brükkennock, schöpfte tief Luft.

Plötzlich schrie Schapp auf: „Flugzeuge vorab! Jabos!"

Verdammt noch mal! Und die Dreisieben ließ sich keine Handbreit bewegen, bockte wie ein sizilianischer Esel!

„Alarrrm! Los, los — einsteigen!"

Sie flitzten zum Luk.

„Kopf weg, da unten!"

Schon waren die Jagdbomber heran. Wie aufgescheuchte Hornissen. Dicht überm Wasser sirrend. Da! Eine lange Doppelkette von Spritzern, auf das Boot zukommend. Das Rattern der Bordkanonen. Einschläge in Turm und Brückenverkleidung. Die Holzroste der Grätings auf dem Vorschiff splitterten. Ssssst — ein Querschläger!

Schlitt zog den Kopf ein.

Die erste Maschine war schon drüber weggeprescht. Drehte ab zum neuen Angriff. Aber schon war die zweite da! Schlitt, hinter der Brückenverschanzung kauernd, wartete sie ab, sprang jetzt zum Luk.

„Fluuuten!"

Das war noch einmal gutgegangen.

Vorsichtshalber schloß Schlitt das Luk zwischen Turm und Zentrale. Dann schoß das Boot wie ein Fahrstuhl in die Tiefe.

* * *

Die Jagdbomber zogen noch eine Kurve über der Stelle, wo sich U 720 dem Angriff entzogen hatte, formierten sich wieder und schwenkten nach Osten ab. Kurs Helgoland, Ostfriesische Inseln, zur freien Jagd zwischen dem Dollart und der Wesermündung bis hinauf nach Oldenburg und Bremen.

Sie flogen genau in die aufgehende Sonne. Die ersten Strahlen vergoldeten das Metall, legten einen roten, warmen Schein auf die Gesichter der Piloten. Sie flogen ganz niedrig; die Wellen der Nordsee schienen nach den Flugzeugen zu greifen. Dunkle, grüne, gierige Wellen. Mit silbrigen Schaumkronen, in de-

nen das Sonnenlicht blinkte. Ein schöner neuer Tag stieg aus dem Meer. Ein Frühlingstag . . .

Zum zweiten Frühstück würden sie zurück sein. Der Gedanke an Tee, an geröstetes Weißbrot mit Strawberry-Marmelade zog einem das Wasser im Munde zusammen!

Nur ein paar Seemeilen ostwärts — fast genau auf der Linie des Kurses der Jagdbomber — dümpelten fünfzig Ein-Mann-Unterseeboote nach Hause. Die Torpedos waren verschossen; die Ausgleichstanks mit Meerwasser gefüllt. Die Boote machten jegliche Wellenbewegung geschmeidig mit. Sie waren jetzt neunzehn Stunden unterwegs. Für vierundzwanzig Stunden reichte die Kraft der Batterien — vorausgesetzt, daß bei der Ausfahrt alle Zellen zur Gänze gefüllt waren. Aber wer wollte das beeiden?

Gero Graßdorff rutschte auf seinem engen Sitz hin und her. Die Thermosflaschen waren ausgetrunken. Er hatte nur noch ein Blechschächtelchen mit Schoka-Kola. Er überlegte, ob er die Schokolade jetzt essen oder noch etwas aufheben sollte. Er hatte Hunger. Doch es würde noch eine hübsche Weile dauern, bis sie anlangten. Es war besser, die Schachtel wieder wegzustecken und weiterzuhungern.

Bis jetzt war alles gutgegangen. Sie waren unbemerkt an einen lohnenden Geleitzug herangekommen, hatten sich fächerförmig gruppiert, ihre hundert Torpedos auf die Reise geschickt und sich auf Tiefe zurückgezogen. Sie hörten es knallen, brechen, platzen. Aber sie wußten natürlich nicht, wie viele Schiffe sie getroffen hatten. Die Zeit der Einzeleinsätze — als ein Schreibersmaat in einem umgebauten Torpedo hinausgefahren war, einen zweiten, tödlichen Aal unter dem Hintern — war vorbei. Vorbei war auch die Zeit der Ritterkreuze. Sie mußten sich den Erfolg teilen, weil ja kein Mensch zu sagen vermochte, wessen Torpedo tatsächlich getroffen hatte. Dafür regnete es Eiserne Kreuze gleichermaßen auf Glückliche und weniger Erfolgreiche, auf Helden und Feiglinge. Denn: selbstverständlich blieb es unbemerkt, wenn sich einer verdrückte und seine beiden Aale in den blauen Dunst jagte.

Gero Graßdorff kniff die Augen zusammen. Die Sonne war heraus, die Wasserfläche glitzerte schmerzhaft. Er gähnte. Er war hundemüde. Ach, endlich schlafen, die Beine ausstrecken, das Kreuz recken können! Er sah auf die Uhr — gleich sieben. Vier und eine halbe Stunde noch. Wenn alles gut ging . . . Aber weshalb sollte es nicht gut gehen? Hatte doch bisher alles so schön geklappt.

Das Wasser schwappte über die Kunstglaskuppel. Hellgrünes, durchscheinendes Meerwasser. Man konnte die Bläschen darin sehen. Das perlige Silber auf dem Wellenkamm. Hübsches Bild. Aber jetzt war es höchste Zeit, daß man wegtauchte und unter Wasser heimwärtskroch. Die Ein-Mann-U-Boote waren zwar kaum zu orten (dafür waren sie zu klein), und einen Wasserbombenangriff überstanden sie schadlos, weil der Druck der detonierenden Bombe das Boot wie einen Fußball beiseitefegte — doch besser war besser. Vorsicht ist die Mutter der Porzellankiste!

Graßdorff blickte durch das Okular des feststehenden, besenstiellangen Sehrohrs: nichts zu sehen, kein feindlicher Zerstörer, aber auch kein eigenes Schiff . . . Wenn bloß die Schmerzen im Kreuz nicht wären. Dieses enge Kinderstühlchen mit der Klappe — für alle Fälle — war verdammt hart. Man kam sich vor, als ob man 'ne Woche lang auf einem ungepolsterten Kinostuhl gesessen hätte. Wie wär's, wenn man sich doch über die Schokolade hermachte? Was? Schon viertel nach sieben? Dann bin ich ja in vier Stunden an Land! Gero Graßdorff löste den Klebestreifen von der Schachtel, pappte ihn über sich an die Kuppel, lutschte Schokolade und sang sich eins.

In dieser Sekunde hörte er es knallen — hart, blechern. Und da war auch schon ein breiter, vogelähnlicher Schatten über die Kunstglashaube gehuscht. Er sah deutlich, fast zum Greifen nah, das eingezogene Fahrwerk, die Kokarde unter den Flügeln! Er riß an dem Knüppel, der das Tiefenruder bewegte. Riß ihn mit jähem, wütenden Ruck an den Leib. Weg! Tauchen! Runter in den feuchten Keller! Doch da war schon die zweite Maschine heran.

Diesmal hörte er den Knall nicht mehr.

Ein einziges Splittern und Knistern und ein Schlag, ein Aufprall, aber kein Schmerz, kein richtiger, nur das überraschende Bewußtsein: jetzt bist du getroffen. Und dann — klebrige Wärme überm Gesicht, eine von tief aus den Füßen zum Kopf emporschießende Hitze, aufflammend, fast betäubend.

Gero drehte wie ein Irrsinniger an der Verschraubung, stieß die zersprungene Kuppel hoch, zog die Füße an, kletterte auf den Sitz, stemmte sich hoch und aus der runden Enge des Einstiegs, fühlte das kalte Meerwasser wie einen Schwall aus jählings aufgedrehter Dusche auf der Brust, eine Kälte, die fast den Atem nahm, und in diesem Augenblick füllte sich auch schon das Boot, gurgelnd, schlürfend und satt gluckernd, sank ihm unter den strampelnden Füßen weg, und er sprang mit weitem Hechtsprung ins Meer.

Er schwamm ein paar Meter, dann tastete er zum Rücken und öffnete das Ventil der Preßluftflasche. Zischend strömte die Luft aus der Flasche in die Gummihülle, die — wie der Fallschirm bei einem Flieger — tief auf seinem Rücken angeschnallt war. Sie breitete sich aus, bildete ein winziges gelbes Schlauchboot. Er schöpfte es mit beiden Händen leer, krabbelte hinein, die Arme auf dem Gummiwulst, die Beine vom Knie ab frei überm Wasser schwebend.

Dann befühlte er sein Gesicht, tastete sich zur Stirn hinauf, fand die tiefe Wunde, zwei Fingerbreit neben der Schläfe. Glück gehabt! Er zog die Hand zurück; sie war rot verschmiert, das Blut tropfte von den Fingern. Es zog und schmerzte in der Wunde. Er holte das Verbandspäckchen aus der Brusttasche, schlitzte es auf, zog an dem Ende des Gazestreifens. Er tat das lachsfarbene Wundkissen auf die schmerzende Stelle, wickelte den Gazestreifen fest um den Schädel, verknotete ihn. Die Anstrengung erschöpfte ihn, eine Ohnmacht nahm ihm für ein paar Sekunden die Sinne.

Als er wieder aufwachte, sah er überall die gelben Flecke der Schlauchboote auf dem Wasser.

Aber manche trieben leer . . .

Und immer noch kurvten die Jagdbomber heran, ließen nicht nach, bis auch das letzte Boot durchlöchert war.

Fünfzig Boote . . .

Fünfzig Mann!

Endlich war der Himmel rein. Gero schöpfte mit der hohlen Hand Wasser und wusch sich das Gesicht. Klumpig und zäh saß das geronnene Blut in den Augenbrauen. Und jetzt begann auch die Wunde wieder zu brennen. Er merkte, daß Schwächeanfälle in immer kürzeren Abständen über ihn herfielen. Er verankerte sich mit Armen und Beinen in seinem Schlauchboot. Dann hörte er noch einmal seinen Namen rufen, ganz nah — er war schon zu schwach, als daß er noch hätte antworten können. Er hob nur ganz müde die Hand. Dann fiel ihm der Kopf auf die Brust.

Fortsetzung folgt.



Erscheint wöchentlich im KINDLER UND SCHIERMEYER VERLAG MÜNCHEN 8, Lucile-Grahn-Straße 37, Tel.: Sammel-Nr. 44 98 91. Telegramme: REVUE München
Druck: Kindler und Schiermeyer Druck GmbH., München, Schneckenburgerstr. 22
CHEFREDAKTEUR und verantwortlich für den redaktionellen Teil: Dr. Felix von Schumacher
STELLV. CHEFREDAKTEUR: Wolfgang Küchler
BILDREDAKTEUR: Siegfried Sawallich
REDAKTION: Karl Heinz Balzer, Klaus Budzinski, Ernst Günter Dickmann, Dr. Werner Fach, Kurt Geßl, Hans Schwarz, Heinz Sponsel
BERATENDE REDAKTION: Dr. Bernhard Grzimek, Nina Raven-Kindler, Dr. Dr. H. Jürgen Lang, Dr. E. H. G. Lutz, Wolfgang W. Parth, Robert Pilchowski, Dr. A. W. Schmidt
CHEFREPORTER (TEXT): Hans Rudolf Berndorff
CHEFREPORTER (BILD): Benno Wundshammer
VERLAGSLEITER: Willy Roth
Verantwortlich für den Anzeigenteil: Paul Offinger
Für die Herausgabe in Österreich verantwortlich: Hans G. Kramer, Wien I., Freyung Nr. 6
Printed in Germany

REVUE-Benimm-Quiz Nr. 19

So was tut man nicht!

PPA/Winkler Copyright by REVUE

Der Benimm-Quiz der REVUE ist eine Art Knigge mit umgekehrtem Vorzeichen. Er bringt jede Woche ein Beispiel, wie man es eigentlich nicht machen sollte. Paul und Pauline, an sich liebenswerte Menschen, benehmen sich leider konsequent daneben. Irgendwie ahnen sie das auch. Denn sie merken stets an der Reaktion ihrer Umwelt, daß sie irgend etwas verkehrt gemacht haben. Deshalb haben Paul und Pauline beschlossen, sich durch die REVUE-Leser eines Besseren belehren zu lassen. Sie warten darauf, Einsendungen und Mitteilungen zu erhalten, um zu erfahren, was sie falsch gemacht haben. Sie haben sogar Preise für die richtige Belehrung ausgesetzt:

1. Preis: 100 DM; 2. Preis: 50 DM; 3.—7. Preis: je 20 DM; 8.—50. Preis: je ein Buch.

Als Lösung unseres Benimm-Quiz brauchen Sie lediglich auf eine Postkarte zu schreiben, auf welchem Bild Ihrer Ansicht nach etwas falsch gemacht wird. Also: B. Oder C. Und wenn Sie ein übriges tun wollen, dann schreiben Sie im Telegramm-Stil (höchstens sechs Worte!) Ihre Begründung dazu. Zum Beispiel: „Herr geht voraus." Oder: „Dame reicht Hand zuerst." Es kann bei unserem Quiz vorkommen, daß auf zwei Bildern „falscher Benimm" gezeigt wird. Bitte, übersehen Sie das nicht und schreiben Sie dann (beispielsweise) C und D.

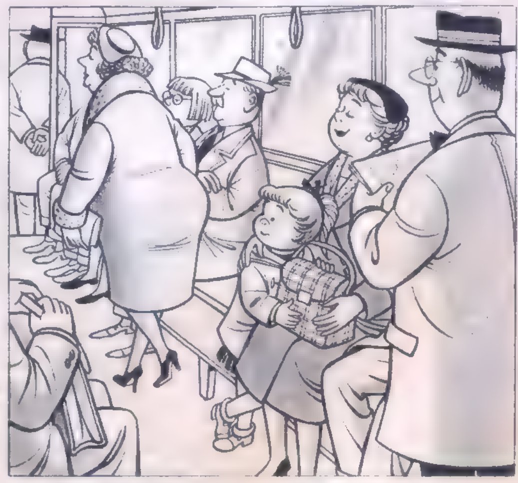
Die Lösung ist an REVUE, München 8, Lucile-Grahn-Straße 37 zu adressieren. Gehen mehr richtige Lösungen ein, als Preise vorhanden sind, so entscheidet das Los. Die Entscheidung des Preisgerichts ist unanfechtbar. Die Teilnahme ist jedermann freigestellt, der Erwerb der REVUE zum Zwecke der Teilnahme ist nicht notwendig. Einsendeschluß für das heutige Quiz ist der 14. November 1956. Auflösung und die Namen der Geldpreisgewinner erscheinen in REVUE Nr. 48.



A Pauline und Ännchen (ihr Nachbarskind) die wollen mal in die Stadt geschwind.



B Ein höflicher Herr (der mit der REVUE) erhebt sich und sagt: „Gestatten Sie . . ."



C Nach zehn Minuten, genau halb drei, wird neben Pauline der Sitzplatz frei.



D „So Ännchen, mein Kind, jetzt setz dich da her!" (Der höfliche Herr, der wundert sich sehr.)

WARUM?

Im REVUE-Benimm-Quiz Nr. 15 gewannen: 100 DM: Erna Klämt, Bln.-Steglitz — **50 DM:** Marga Eggli, Zürich — **20 DM:** Heidrun Hawran, Flensburg; Gerda Sauerwald, Iserlohn; Engelbert Disse, Hamburg; Heidi Uellenbeck, Frkft./M.; Heinz Siemensmeyer, Rheinhausen. — **Richtige Lösung: C (Kein Hund im Lebensmittelgeschäft; Lebensmittel nicht betasten!)**



Sag's der

Molliges Plätzchen für Molly

Hunderte von Briefen, Telegrammen und Anrufen erreichten die REVUE, nachdem sie in Nr. 39 vom traurigen Schicksal des dreibeinigen Molly berichtet hatte.



Nun hat der Spitz ein molliges Plätzchen bei Frau Lucie Hagen in Stuttgart-Feuerbach gefunden. Frau Hagen, deren Mann sich noch in polnischer Gefangenschaft befindet, ist Flüchtlingsfrau aus Oberschlesien. Der Fall Molly scheint in Stuttgart einigen Staub aufgewirbelt zu haben. So erschien der Justitiar des dortigen Tierschutzvereins mit dem Vorwurf, man hätte Molly dem Tierasyl zuführen sollen. Doch gerade dies sollte vermieden werden. Ein dreibeiniger Hund wäre für ewig in den Zwinger gewandert und nie wieder herausgekommen. Aber nun hat es Molly nach den schweren Wochen gut, unser Reporter konnte sich davon überzeugen. Und REVUE dankt allen, die Molly ein Plätzchen angeboten haben. D. Red.

Fünftagewoche –

Bei immer mehr Betrieben wird die Fünftagewoche eingeführt. Haben sich die maßgeblichen Herren bei den Kultusministerien aber schon einmal ernsthaft die Frage vorgelegt: Sollen die Kinder zur Schule gehen, wenn der Vater seinen freien Tag hat? Bis jetzt lassen die Stundenpläne der Schulen nicht darauf schließen. Ich glaube, hier liegt ein ernstes und wichtiges Problem! Trotz Schule soll das Elternhaus doch nach wie vor Erziehungsfaktor Nr. 1 bleiben! Ein schulfreier Samstag könnte der Beweis sein, daß man dem Elternhaus



bei der Erziehung der Kinder noch immer den wichtigsten Rang einräumt. In Frankreich jedenfalls hat man die Fünftagewoche in den Schulen schon verwirk-

70000 „Blitzmädchen"?

Trotz allem Für und Wider wird man sich mit der Tatsache abfinden müssen, daß in absehbarer Zeit die Bundesrepublik 500 000 Soldaten in den Kasernen haben wird. In letzter Zeit häufen sich die Meldungen, daß die Bundeswehr auch 70 000 Mädchen oder Frauen beschäftigen wird. Es feiern also auch die „Blitzmädchen" von ehedem wieder fröhliche Auferstehung? So bleibt also doch alles beim alten — allen Beteuerungen und Versicherungen zum Trotz? Mit welch widerstrebenden Gefühlen haben wir die Bilder waffentragender Frauen in Ägypten, Israel und anderswo betrachtet! Und nun auch bei uns? Aber noch etwas anderes: 70 000 Frauen oder Mädchen unter 500 000 Soldaten? Das sind fast 15 Prozent! Ob so oder so — etwas stimmt da doch nicht!

ESSEN M. BRAUN

Leider hat REVUE noch keinen Blick in die Panzerschränke mit den Geheimakten des Bundesverteidigungsministeriums werfen können. Bei den genannten 70 000 Frauen soll es sich im wesentlichen um Lohnarbeiterinnen handeln, die zum Putzen, zum Kartoffelschälen und zu ähnlichen Hilfdiensten benötigt werden. Von „Blitzmädchen" im früheren Sinn ist — wenigstens vorläufig —, noch keine Rede. Das Grundgesetz verbietet die Heranziehung von Frauen zum Waffendienst. Und als „Waffen" werden auch Fernmelde- und Radareinrichtungen angesehen. Hoffentlich bleibt es dabei! D. Red.

Jazzfreunde gegen „Rock and Roll"

In einer der letzten Ausgaben der REVUE brachten Sie einen Bildbericht über das Rock-and Roll-Fieber, das, von Amerika kommend, nun auch schon die Jugend verschiedener europäischer Länder ergriffen hat. Nichts wäre falscher, als diese äußerst primitive und monotone Schlagermusik in Zusammenhang mit Jazz zu bringen. Rock and Roll ist eine Tanzmusik, die den Rhythmus auf Kosten der Melodie in den Vordergrund stellt. Sie haben mit Ihrem Beitrag der tiefgefühlten und fruchtbaren Jazz-Musik einen schlechten Dienst erwiesen. Nicht die auf Ihren Bildern gezeigten jungen verrückten Menschen, denen es nur um Krach zu tun ist, sind Jazzliebhaber, sondern die anderen, die wirklichen Fans, die weniger in Erscheinung treten. Sie sind genauso zivilisiert wie die Besucher der klassischen Konzerte. Ar-



thur Honegger sagte einmal über den wirklichen guten Jazz: „Es ist interessant, festzustellen, daß — nachdem man klassische Werke, und besonders die Sinfonien von Beethoven gehört hat — gewisse Jazzstücke viel raffinierter zu sein scheinen, sowohl vom orchestralen wie vom harmonischen Standpunkt aus gesehen, so viel raffinierter, daß man fast glauben könnte, der Jazz sei die echte Musik!"

FRANKENTHAL W. BÄR

Allen Jazzfreunden zur Freude, zeigen wir den Klassiker des Jazz, Louis Armstrong, bei einem Jazzkonzert, das er vor Negern gab. Wir wissen, Rock and Roll hat nichts mit Jazz zu tun, es ist höchstens „heiße Musik" — nicht mehr. D. Red.

Fürsten sind auch nur Menschen

Ich weiß nicht, ob es sich herumgesprochen hat: Beim Besuch des griechischen Königspaares überreichte unser Bundespräsident Königin Friederike gelbe Teerosen mit den Worten: "Please, Queen!" Ja — ist es denn die Möglichkeit? Eine Königin aus deutschem Hause wird in ihrem Heimatland englisch angesprochen? Ein herzliches deutsches Grußwort wäre angebrachter gewesen.

Für Kritik an Fürstlichkeiten, soweit es ihr Privatleben angeht, bin ich deswegen noch lange nicht. Warum soll der Herzog von Windsor immer auf Würde laufen, wenn um ihn herum, z. B. im Platzl in München, alles etwas verdreht ist? Ich finde, daß er in REVUE Nr. 36 vergnügt aussieht, und gönne ihm das von Herzen!

GRONAU/W. E. MÜLLER

REVUE!

auch für Schulen?

licht — mit gutem Erfolg für alle beteiligten Partner!

Freiburg K. Eller

Der Behördenapparat arbeitet langsam, es ist nichts Neues. Aus diesem Grunde wird wohl auch die Fünftagewoche für Schüler länger auf sich warten lassen, als es die meisten Eltern erhoffen. Private Schulen sind hier schon mit gutem Beispiel vorangegangen. Unser Reporter traf an der Hollerallee in Bremen, in der Privatschule Direktor Schwenekes, eine Meute froher Jungen, die wie aus einem Mund zu rufen scheinen: „Hurra, wir haben samstags frei!"

D. Red.

Ärzte — aber nicht Beamte

Unter der Rubrik „Sag's der REVUE" haben Sie in Nr. 41 eine Zuschrift aus Berlin unter der Überschrift „Das System ist falsch" veröffentlicht. Auch ich als Arzt gebe zu, daß das gesamte System des Gesundheitswesens im Argen liegt. Das System ist falsch, da es ursprünglich nur für sozial hilfsbedürftige Menschen geschaffen worden ist. Heute gehören 80 Prozent der Bevölkerung den Zwangskassen an. Ich glaube nicht, daß diese 80 Prozent sozial hilfsbedürftig sind. Vollkommen abzulehnen ist jedoch, den Arzt zu einem Beamten zu machen, wie dies in England der Fall ist. Der Arzt kann nie Beamter sein, da er dadurch zum Befehlsempfänger des Staates degradiert wird und seine ärztliche Entscheidungsfreiheit noch mehr eingeengt wird, als es zur Zeit der Fall ist. Der Arzt-Beamte läßt sich niemals mit der gesunden, natürlichen, ärztlichen Weltanschauung in Einklang bringen. Ich möchte nicht annehmen, daß sich die Patienten lieber von einem Arzt-Beamten als von einem Arzt behandeln lassen wollen.

LUDWIGSHAFEN E. ULSHÖFER

Wegweiser zum Mars?

Zum Mars geht es direkt nach oben. Wer es bisher



noch nicht wußte, braucht nur einmal auf der Bundesstraße 3 von Hannover nach Hamburg zu fahren. Er wird dann alle paar Kilometer — wie unser Foto zeigt — direkte Wegweiser zum Mars finden. Die Schilder sind allerdings nicht für Zivilisten, sondern für englische Soldaten bestimmt. Und sie wissen, daß das Wort Mars Deckname für eine englische Militäreinheit ist.

HOMBERGSHAUSEN DR. S. LÖFFLER

DRUDELN SIE MIT!



Was ist das?

Walfische beim „Federball"

Eingesandt von Radics Sándor (14a) Ludwigsburg, Königsallee 43

Die Redaktion zahlt für jeden zum Abdruck geeigneten Drudel dem Einsender 50 Mark. Hunderte von eingesandten Vorschlägen machen es uns leider unmöglich, ungeeignete Einsendungen zurückzuschicken oder über Annahme und Ablehnung zu korrespondieren.

Adresse: REVUE, München 8, Lucile-Grahn-Straße 37 (Kennwort DRUDEL)

Was ist mit Dr. Adams?

Es ist still geworden um Eastbourne, das Luxusbad an Englands Südküste, und noch stiller um den Arzt Dr. Adams, der wochenlang im Verdacht stand, am Tod vieler reicher Witwen schuld zu sein. Eine Bekannte, die dieser Tage aus England zurückkehrte, erzählte mir, Dr. Adams habe drei Wochen lang frisch-fröhliche Ferien in Schottland verlebt. Bei seiner Rückkehr nach Eastbourne habe er erklärt: „Mein Gewissen ist rein, alles liegt in Gottes Hand!" Man fragt nun natürlich: wie geht es weiter. Hat Scotland Yard die Untersuchungen eingestellt? Ist man einem furchtbaren Irrtum zum Opfer gefallen? Wenn ja — was wird Scotland Yard tun, um die Ehre des Dr. Adams wiederherzustellen?

NEUSTADT M. KLEIN

Zum Fall Dr. Adams erfahren wir aus London: Herbert Hannam, der die Untersuchungen in East-



Hypnotiseur Bloomfield

bourne leitete, ist nach London zurückgekehrt, um das Ergebnis seiner Nachforschungen zusammenzustellen. Er ist ein schweigsamer Mann, aber trotzdem ließ er bei einem Interview durchblicken, daß der Fall Dr. Adams alles andere als abgeschlossen ist. Sensationell war sein Hinweis, daß der Hypnotiseur Mister Bloomfield (wir zeigen ihn oben im Bild) zu einer neuen Schlüsselfigur bei den Untersuchungen werden könne. Viele reiche Witwen, die Dr. Adams in ihrem Testament bedachten, zählten zu seinen regelmäßigen Klienten. Es kann also keine Rede davon sein, daß der Fall des Dr. Adams wie das „Hornberger Schießen" ausgehen wird. D. Red.

Dank des Vaterlandes

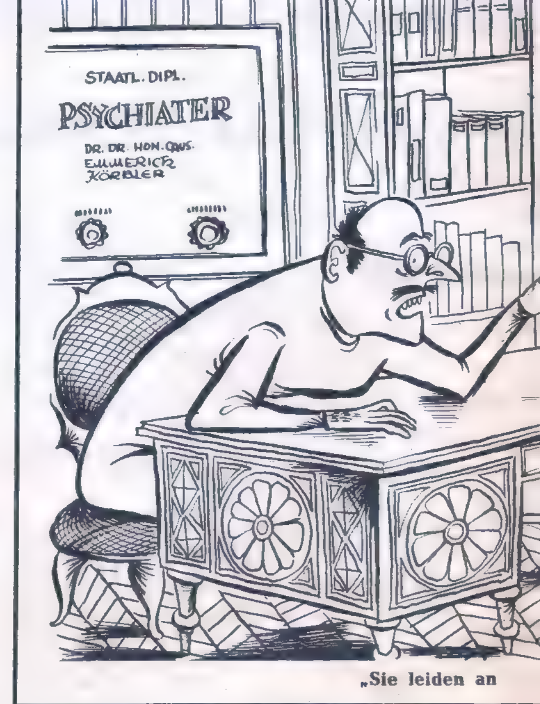
Es ist in unseren Tagen davon wieder viel die Rede. Wir alten Kriegsbeschädigten wissen, was davon zu halten ist. Wieviel Glück, wie viele Wohnungen könnte man armen Menschen schenken, wenn nicht Milliardenbeträge für Kasernen und Außenministervillen und Aufrüstung ausgegeben würden.

KÖLN CHRISTIAN ANSEN



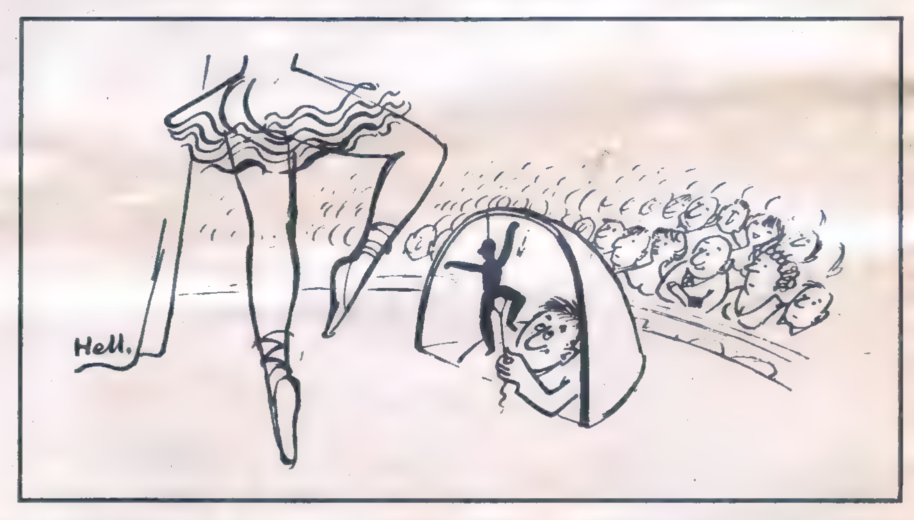


„Ohne mich, mein Lieber. Ich war schon mal auf so 'nem Kasten — und der ist abgesoffen!"



„Sie leiden an

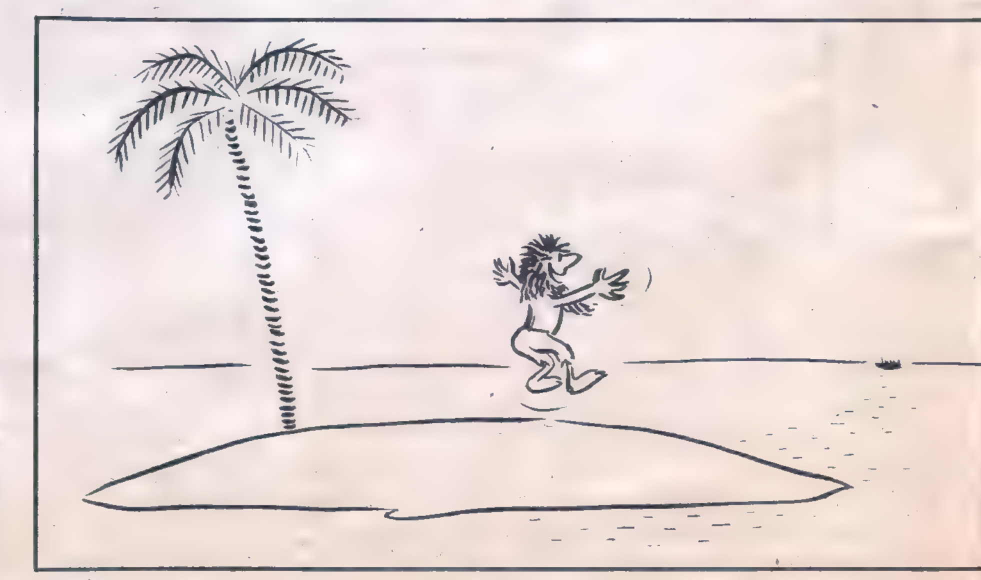


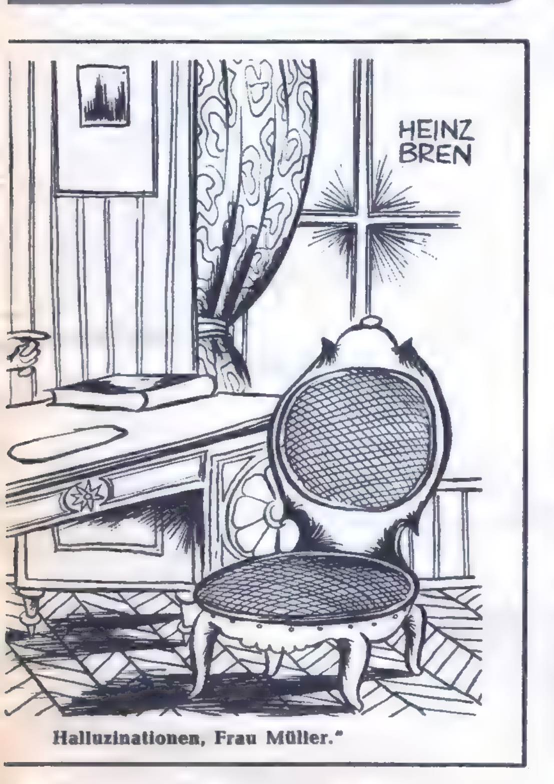




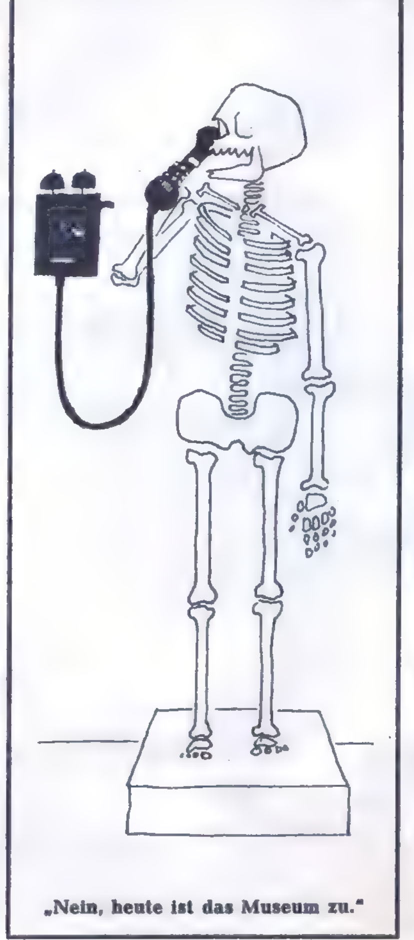
„Wollte Kopf in Sand stecken!" „Na und?" „War Felsen!"







Halluzinationen, Frau Müller.“



„Nein, heute ist das Museum zu.“



„Ihr marschiert jetzt eine Stunde nach Norden, rastet eine Stunde und marschiert dann zurück.“



WERDE FILMSTAR DURCH



MARLENE RAHN, 17 Jahre, aus Elmshorn in Schleswig-Holstein, läßt sich seit einigen Monaten in Tanz und Gesang ausbilden. Sie träumt davon, einmal wie Caterina Valente als Tänzerin und Sängerin die Leinwand zu erobern. „Die große Chance" soll das Sprungbrett sein!

Von der Ostsee

Endspurt

Während in Berlin die Jury die endgültige Entscheidung im großen Filmnachwuchs-Wettbewerb der REVUE trifft, zeigen wir unseren Lesern heute noch einmal eine Auswahl von Bildern aus den über 10 000 Bewerbungen zur



EMMY UTE BRIDE, 25 Jahre, aus Sohren im Hunsrück, schreibt in ihrer Bewerbung: „Von Beruf bin ich Frau und spiele jeden Tag Theater, leider aber nur in der Provinz!" Sie möchte die ganze Welt auf den Kopf stellen!



ELFRIEDE WILHELM, 28 Jahre, Angestellte aus Saarbrücken, besucht abends eine Sprachenschule.



HEINZ HAMMANN, 36 Jahre, aus Lübeck in Holstein, Charakterkomiker.

REVUE!



HERBERT WEINER, 30 Jahre, Angestellter in Koblenz (Rheinland-Pfalz), bewirbt sich um komische und Charakterrollen.



HILDEGARD DAHL, 17 Jahre, lebt am Ostseestrand bei Timmendorf. Sie schreibt: „Ich weiß, daß gerade beim Film hinter manchem Lächeln Tränen stehn, aber trotzdem möchte ich mich bewerben . . ." Hildegard arbeitet zur Zeit als Kosmetikerin.

bis zur Saar:

für „Die große Chance"

„Großen Chance". Diesmal sind die Einsendungen der kleinen Länder Schleswig-Holstein, Rheinland-Pfalz und Saarland an der Reihe. Auch unter ihnen sind sicher einige Glückliche, die von REVUE zu Probeaufnahmen nach Berlin eingeladen werden. Die Auswertung des Materials ließ die Jury zu dem Ergebnis kommen, daß weit mehr als hundert für die Kamera geeignet wären. Eine letzte scharfe Auswahl muß deshalb die Sieger ermitteln.





EGON G. MEYER, 31 Jahre, Exportkaufmann aus Saarbrücken/Saar.



UTE ZIMMER, 17 Jahre, Schülerin aus Koblenz am Rhein. Möchte gerne „Naive" spielen.



JOCHEN CORNILS, 23 Jahre, Kaufmann aus Bad Oldesloe in Holstein: Liebhaberrollen.



SONJA EVERT, 30 Jahre, Tänzerin aus Kiel/Holstein, mit Bühnenerfahrung auch als Sängerin.

WALTER FEUCHTENBERG, 33 Jahre alt, besuchte nach der Gefangenschaft die Schauspielschule und spielt heute als Charakterkomiker in Saarbrücken. Er kann singen und tanzen.

REVUE

31 Menschen hatten den Tod vor Augen, als ein viermotoriges Verkehrsflugzeug rund 1200 Seemeilen von der amerikanischen Küste entfernt im Pazifik notwassern mußte, aber:

Der Pilot behielt die Nerven – die Passagiere das Leben



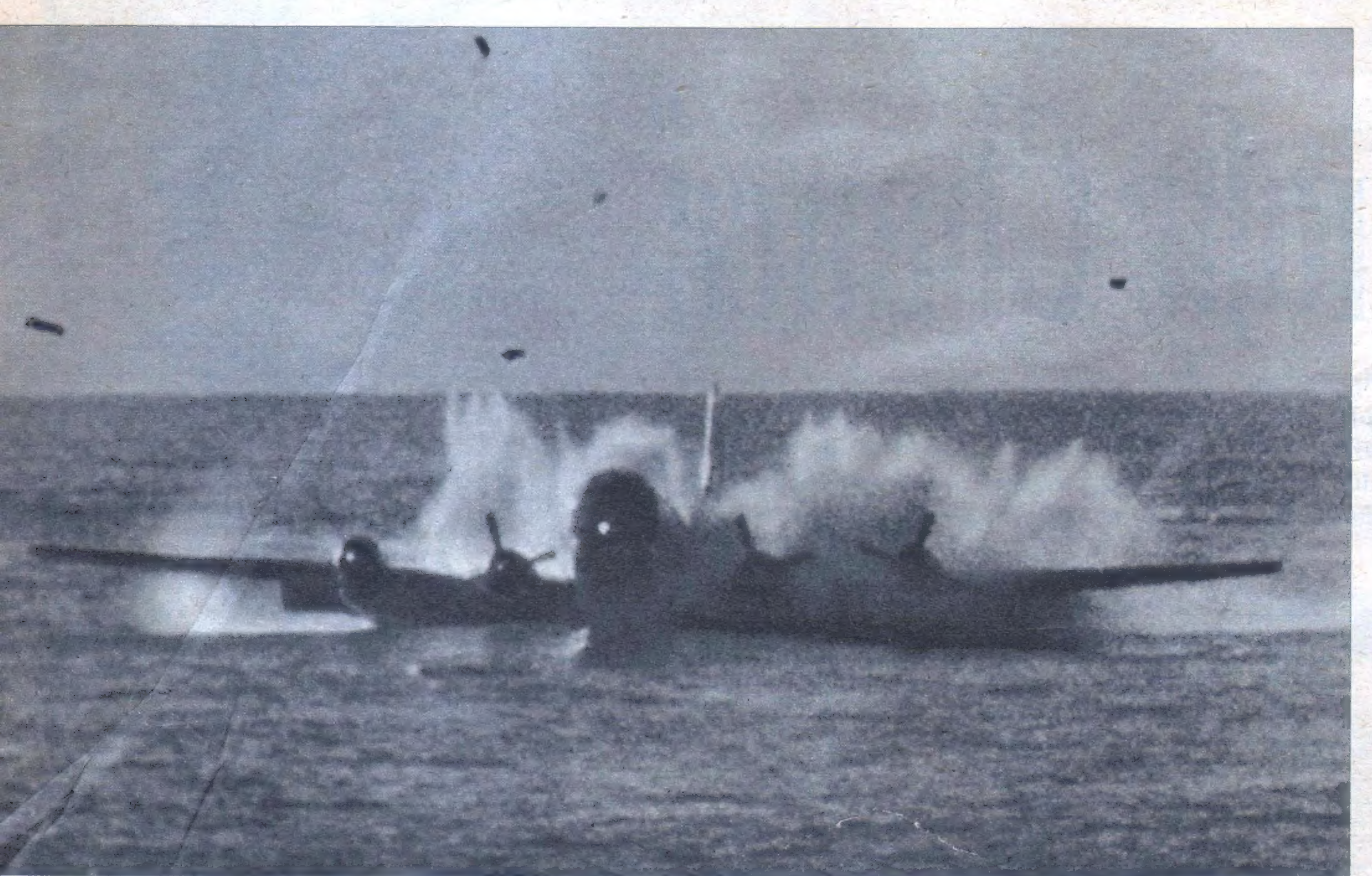


Im Morgengrauen setzte der viermotorige Strato-Clipper zur Notwasserung an. An Bord des Wetterschiffes „Pontchartrain" (links) ist alles für die dramatische Rettungsaktion vorbereitet. — Das Flugzeug befand sich auf der letzten Etappe eines Weltfluges mit dem Endziel San Franzisko. Wenige Stunden nach dem Start in Honolulu versagten mitten in der Nacht über der endlosen Wasserwüste zwei Motoren. Die SOS-Rufe der havarierten Maschine alarmierten in der Nähe fahrende Schiffe und die Rettungsstationen an der amerikanischen Küste. Der Pilot der Unglücksmaschine kreiste über dem Wetterschiff „Pontchartrain", um hier im Morgengrauen eine Notwasserung zu versuchen . . .

In 21 Minuten wurden 31 Menschen gerettet:



Sie beruhigte die Kinder: Stewardeß Mary E. Daniel aus San Franzisko, eine Frau ohne Nerven, scherzte in den entscheidenden Minuten mit den drei kleinen Kindern, die sich an Bord der Verkehrsmaschine befanden.



Sekunden auf Leben und Tod: das Flugzeug „Sovereign of the Seas" schlägt aufs Wasser. Teile der Maschine wirbeln durch die Luft. Kurz vor der Notwasserung hatte die Besatzung Rettungsflöße abgeworfen. Der Flugzeugführer gab schon lange vorher den Befehl, überschüssigen Brennstoff abzulassen, um die Maschine leichter zu machen und besser in der Luft halten zu können. Über drei Stunden waren vergangen, als der Pilot endlich die Notwasserung wagte. Die meisten der 24 Passagiere ahnten nichts von der gefährlichen Lage, sondern schliefen in ihren Betten. Beim Dämmerschein wurden sie geweckt. Die beiden Stewardessen legten ihnen die leuchtend gelben Schwimmwesten an . . .



„Sie schien völlig sorglos", erzählte ein geretteter Passagier von der Stewardeß Pat Reynolds. „Als sie mir die Schwimmweste anlegte, hatte ich das Gefühl, das alles gut gehen würde. Sie verhinderte eine Panik . . ."

Wenige Minuten nach der Notwasserung im Pazifik waren schon die ersten Rettungsboote des Wetterschiffes zur Stelle, um die Fluggäste, die sich in die vorher abgeworfenen Gummiflöße (links) geflüchtet hatten, zu übernehmen. Der Rumpf des Flugzeuges brach beim Aufprall auf das Wasser auseinander und das Heck wurde gegen den Rumpf geschleudert. Dabei stürzten Passagiere ins Wasser, die, von ihren Schwimmwesten getragen, nun versuchten, die Rettungsboote aus eigener Kraft zu erreichen. Es dauerte nur 21 Minuten: dann war das Flugzeug in den Fluten verschwunden, aber bei der ruhigen See war es möglich, alle 24 Passagiere und die siebenköpfige Besatzung zu bergen. Der Flugzeugführer Richard Ogg sagte später: „Als ich begriff, daß wir runter mußten, gab ich für unser Leben keinen Penny mehr, aber die Fluggäste waren uns anvertraut! Wir hatten eine bestimmte Aufgabe, und die mußte entweder richtig angepackt werden oder alles war verloren . . ."



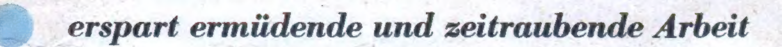
Dem nassen Tod entronnen sind auch die Zwillingsschwestern Maureen und Elizabeth Gordon. Stunden nach der Rettung aber spiegelt sich noch die Angst in ihren Kinderaugen. Der Held dieser einmaligen sensationellen Rettungsaktion auf hoher See, der Flugkapitän Richard Ogg, wurde bei seiner Ankunft in San Franzisko stürmisch von seiner Frau begrüßt (rechts). „Es wird immer wieder Tag!" sagte er, als er sie in die Arme schloß. An der amerikanischen Westküste hatten Hunderttausende am Lautsprecher das Ende dieses Fluges miterlebt.



Ihr Kaffee kann ergiebiger und aromatischer sein!

Nicht immer wird aus hochwertigen Kaffeebohnen ein hochwertiges Getränk. Entscheidend ist, ob Sie frisch gerösteten Kaffee in Bohnen oder gemahlen kaufen. 50% seines Aromas verliert gemahlener Kaffee, unter normalen Bedingungen aufbewahrt, in einer Woche. Und warum kaufen Sie gemahlenen Kaffee? Weil Sie sich die ermüdende und zeitraubende Arbeit des Mahlens ersparen wollen. Bei der elektrischen PHILIPS Kaffeemühle genügt ein Druck auf den Knopf und in wenigen Sekunden sind Ihre Kaffeebohnen gemahlen. Je feiner der Kaffee gemahlen wird - und das können Sie selbst bestimmen - desto größer ist die Berührungsfläche zwischen Kaffeeteilchen und Wasser. Versuche haben gezeigt, daß durch feineres Mahlen mit der elektrischen PHILIPS Kaffeemühle der Kaffee um 20-25% ergiebiger wird.
Eine PHILIPS Kaffeemühle macht sich also schon nach kurzer Zeit im wahrsten Sinne des Wortes bezahlt.





- *erspart ermüdende und zeitraubende Arbeit*
- *macht Kaffee ergiebiger durch feineres Mahlen*
- *schützt vor Aromaverlust, denn Sie mahlen kurz vor Gebrauch.*









SO EINFACH GEHT ES MIT DER **PHILIPS** *Kaffeemühle*